

Aargauer Justizskandal: Gnade für die «Gattenmörderin»

Nummer 12 – 21. März 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Die Kunst des Küssens

Ein Leitfaden zum Frühlingsbeginn. *Von Andreas Kunz*

Falscher Hase

Kaninchenfleisch: Wie Tierschutzgesetze missachtet und Konsumenten getäuscht werden. *Von Philipp Gut*

Der neue Mister CVP

Die kurvenreiche Karriere des Solothurner Ständerats Pirmin Bischof.
Von Urs Paul Engeler



15. März – 17. November 2013
Bernisches Historisches Museum

Das Kulturhighlight 2013 – jetzt in Bern

Qin – Der unsterbliche Kaiser
und seine Terrakottakrieger

www.qin.ch

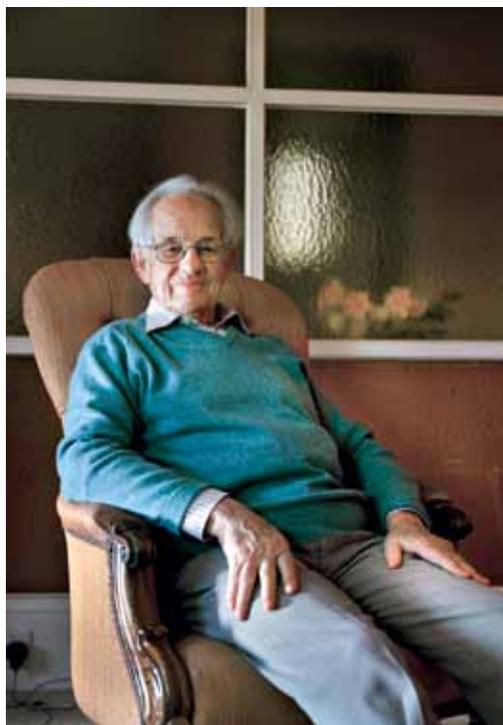
Tickets auf
www.qin.ch

Ein Kulturrengagement von



Intern

Als Hitler 1933 die Macht an sich riss, war Edgar Feuchtwanger acht Jahre alt – und Nachbar des Führers, der in München am Prinzregentenplatz 16 eine 300 Quadratmeter grosse Wohnung hatte. Für den jungen Edgar, Spross der bekannten jüdischen Familie Feuchtwanger, war das eine unheimliche Entourage. Im letzten Moment konnte er nach England flüchten. Feuchtwanger wurde Historiker und schrieb unter anderem eine Geschichte der Weimarer Republik. Jetzt hat er seine Jugenderinnerungen auf Französisch publiziert, im Herbst soll die deutsche Über-



Hitlers Nachbar: Historiker Feuchtwanger.

setzung von «Hitler, mein Nachbar» folgen. Pierre Heumann hat mit Feuchtwanger über dessen Kindheit gesprochen. **Seite 44.**

Im Aargau sieht man die Dinge oft nicht so formalistisch, wie der gebürtige Aargauer Alex Baur aus eigener Erfahrung weiss. Man glaubt einander grundsätzlich und lässt auch mal eine Fünf gerade sein. Dieser Zug hat etwas Sympathisches, birgt aber stets auch die Gefahr der Willkür in sich. Im letzten Oktober (*Weltwoche* Nr. 42/12, «Justitia ist eine Frau») thematisierte unser Kollege die handgestrickten Gutachten der Psychiatrischen Dienste Aargau (PDAG). Dr. Josef Sachs, der forensische Chefgutachter der PDAG, war ihm bereits im Zusammenhang mit dem Fall Lucie durch eine oberflächliche Expertise aufgefallen, in der die Gefährlichkeit des Psychopathen Daniel Hofmann völlig verkannt wurde (*Weltwoche* Nr. 2/09, «Mord auf Verlangen»). In der aktuellen Ausgabe recherchiert Baur die

Hintergründe zum Fall der kürzlich vom Grossen Rat begnadigten «Gattenmörderin» – und stiess dabei auf eine beunruhigende Laissez-faire-Mentalität bei der Aargauer Gerichtspsychiatrie. **Seite 14**

Als Andreas Kunz sich daranmachte, für unsere Titelgeschichte über das Küssen zu recherchieren, war seine Überraschung gross:



Kulturgeschichte: Gustav Klimts «Der Kuss».

Alle machen es, aber kaum jemand hat das Küssen seriös erforscht. Die zumeist männlichen Sexualwissenschaftler hatten sich in ihren zahlreichen Arbeiten lieber auf den Geschlechtsakt konzentriert. Trotzdem fand Kunz interessante Quellen über die Ursprünge und Kulturgeschichte des Kusses. Er sprach mit der deutschen Kussforscherin Ingelore Eberfeld und fand in einem neuen Buch des französischen Philosophen Alexandre Lacroix eine gekonnte Anleitung für Küssende, die von der «Mischtrommel» bis zur «Technik des Pinsels» reicht. **Seite 40**

In der Osterzeit wird in der Schweiz besonders viel Kaninchenfleisch verzehrt. Die Nachfrage kann aus inländischer Produktion aber nicht gedeckt werden, die Importe machen einen Grossteil der Gesamtmenge aus. Dabei landet Fleisch von Tieren auf Schweizer Tellern, die ein unwürdiges und nicht artgerechtes Leben führen mussten. Laut Gesetz muss solches Fleisch deklariert werden. In Wirklichkeit scheren sich viele Händler, Metzger und Wirte um die gesetzlichen Vorgaben, wie Philipp Gut in seiner Recherche zeigt. Das Wohl der Tiere bleibt auf der Strecke, Konsumenten und Kunden werden getäuscht. **Seite 28**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer,

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Musciconico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Nadja Schmid (*Assistentin*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung WW-Magazin*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@aextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





WORLDCLASS TRAVELERS



David Beckham. Ein Mann von Welt, der sich der Perfektion verschrieben hat. Der Präzision und dem Stil. Eine Legende, die High Performance zelebriert. Am Handgelenk die Breitling Transocean Chronograph Unitime, die ultimative Reiseuhr mit von der COSC offiziell Chronometer-zertifiziertem Manufakturkaliber B05 und 5-jähriger Breitling Garantie. Automatischer Hochleistungschronograf. Patentierter Universalzeitmechanismus mit ständiger Zeitanzeige aller 24 Zeitzonen und ultrabediensfreundlichem Korrektursystem über die Krone. Komfort und Eleganz für First-Class-Reisen. Von Breitling.

CHF 10'740.- unverbindlicher Richtpreis

BREITLING.COM



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Irak

Kein anderer US-Präsident wurde angefeindet wie George W. Bush. Sein Erbe muss differenziert beurteilt werden.

Von Roger Köppel

Diese Woche jährte sich zum zehnten Mal der Einmarsch der Amerikaner in den Irak. Hat sich die Sache gelohnt? Oder war es ein verrücktes Abenteuer, bei dem der hirnlose Cowboy George W. Bush auch sein Land ins Unglück stürzte?

Man vergisst im Rückblick leicht, dass bereits die allseits beliebte Clinton-Administration hautnah dran war, den irakischen Diktator per Militärintervention auszuschalten. Der Käfig aus Sanktionen der Uno gegen Saddam war löchrig und wacklig geworden. Der angesehene Strategieexperte Kenneth Pollack zum Beispiel beschrieb in seinem Klassiker «The Threatening Storm. The Case for Invading Iraq» (2002) sehr anschaulich, was aus Sicht der USA für eine Intervention spreche. Clinton hätte laut Pollack den Irak wohl angegriffen, wenn nicht die Sexaffäre mit seiner Angestellten Monica Lewinsky den Fokus verlagert hätte.

Die Zerstörung des World Trade Center und teilweise des Pentagon am 11. September 2001 durch neunzehn junge Männer, die mit Japanmessern bewaffnet waren, bedeutete für die bei weitem militärmächtigste Weltmacht USA die grösstmögliche Demütigung und Schwächung. Eine Demütigung deshalb, weil es der US-Regierung nicht gelungen war, ihre eigenen Bürger auf ihrem ureigenen Territorium zu schützen. Die psychologische und politische Tiefenwirkung dieses Schlags wurde in dem an Bombardierungen und Zerstörungen nach zwei Weltkriegen gewöhnten Europa nicht verstanden. Der politische Ur-Vertrag zwischen Machthabern und Untergebenen beruht seit Anbeginn der Geschichte auf einem simplen Mechanismus: Schutz gegen Gehorsam. Wenn eine Regierung ihre Bürger nicht mehr schützen kann, ist sie am Ende. Die Ordnung bricht zusammen. Nicht nur die amerikanische Schwächeln die USA, droht die freie Welt instabiler zu werden. Das war aus westlicher Sicht das Problem, das die Amerikaner zu lösen hatten.

Was hat das alles mit dem Irak und Saddam Hussein zu tun? Die Amerikaner mussten, angeschlagen, wie sie waren, ein Zeichen der Stärke setzen. Saddam war seit langem ein Ärgernis und eine Bedrohung auf der Landkarte. Nach 9/11 liess sich der irakische Despot, der einen Teil seiner Landsleute vergast hatte, auf ein unheilvolles Powerplay mit Washing-



Schlechte und noch schlechtere Varianten.

ton ein. Er setzte sich über Uno-Sanktionen hinweg. Er foutierte sich um völkerrechtliche Forderungen, wonach er sein bereits angewendetes Arsenal an Massenvernichtungswaffen nachweislich zerstören sollte. Unter Mithilfe der Deutschen und der Franzosen, denen die Amerikaner im Kosovo noch die Kastanien aus dem Feuer geholt hatten (ohne Uno-Mandat), schaffte es Saddam, die Beweislast umzudrehen. Auf einmal musste nicht er beweisen, dass er seine Waffen vernichtet hatte. Saddam hoffte, indem er die westlichen Mächte auseinanderrichtete, zu Hause an Autorität zu gewinnen. Wie später herauskam, liess er seine eigenen

Die Amerikaner mussten, angeschlagen, wie sie waren, ein Zeichen der Stärke setzen.

Generäle im Glauben, er verfüge über die von den USA gesuchten Waffen, die es allerdings nicht mehr gab, obschon der Diktator innenpolitisch die Illusion aufrechterhielt, er habe sie doch – eine Romanstoffmischung aus Dürrenmatt und John le Carré.

Natürlich kann man mit guten Gründen auf der Meinung beharren, der Irakkrieg sei ein Fehler gewesen. Doch welcher amerikanische Präsident hätte es sich in der damaligen Situation leisten können, einen potenziell gemeingefährlichen Diktator, der erwiesenermassen Massenvernichtungswaffen eingesetzt hatte, auf die leichte Schulter zu nehmen? Was wären die Folgen einer neuerlichen aussenpolitisch-militärischen Demütigung gewesen? Hätten sich andere Terroristen, andere Feinde Amerikas ermutigt gefühlt, der Welt-

macht einen noch verheerenderen Stoss zu versetzen? Es wurde argumentiert, Saddam habe mit Osama Bin Ladens al-Qaida nichts zu schaffen. Der säkulare Despot und der islamistische Terrorist seien weltanschauliche Todfeinde. Mag sein. Tatsache ist, dass die führenden irakischen Zeitungen und staatlich sanktionierten Nachrichtengänge die Terroranschläge in höchsten Tönen feierten. Die Annahme der Amerikaner, die Amerikahasser Osama und Saddam könnten sich gegen den gemeinsamen Feind verbünden, war so abwegig nicht. Kein vernünftiger US-Präsident hätte in der damaligen Situation dieses Risiko leichtfertig vom Tisch gewischt.

Es gab wohl eine tragische Zwangsläufigkeit, die zum Krieg führen musste. Der deutsche Soziologe Karl Otto Hondrich schrieb dazu in der NZZ-Literaturbeilage einen hervorragenden Artikel. Er sah die Urmechanismen des Politischen am Werk. Ungeachtet aller Begründungen, argumentierte Hondrich, übe Amerika «Vergeltung für die ungeheure kollektive Verletzung, die ihm am 11. September 2001 widerfahren ist. Solange sie ungesühnt ist, verwischt sich die Unterscheidung zwischen Gut und Böse, ohne die wir nicht einen Tag überleben könnten, auch wenn wir uns über sie erhaben glauben.» Der Irakkrieg war ein Exempel, das die USA statuieren, um sich und der Welt ihre militärische Potenz und Handlungsfähigkeit vor Augen zu führen. Das Exempel wirkte. Weitere Terroranschläge in den USA blieben aus. Der Diktator stürzte, auch wenn die Kosten enorm waren.

Dass es den Irak traf, war auch Willkür. Nochmals Hondrich: «Den Anspruch, Ordnungsmacht zu sein, können viele erheben – aber nur der Krieg macht die Probe aufs Exempel. [...] Jede Ordnung kann nur Exempel statuieren und enthält, in deren Auswahl, ein Element des Eigeninteresses und der Willkür. Jede Ordnung beruht auf Stichproben. Aber auf diese ist sie angewiesen. Wir wüssten sonst nicht, dass es sie gibt – eine Ungewissheit, die einer Aufforderung zu weiterer Gewalt gleichkäme.» In der Politik gibt es meistens nur die Auswahl zwischen schlechten und noch schlechteren Varianten. Wir wissen nicht, was passiert wäre, wenn Bush seinerzeit zurückgekrebt wäre. «Auch die Kriegsvermeidung», schreibt Hondrich, «hat unvermeidlich Folgen, die nicht vorhergesehen und nicht beabsichtigt sind.» Bush hat sich in einem tragischen Dilemma für die militärische Option entschieden. Saddam stürzte in Rekordzeit. Nur kurz darauf gab der libysche Diktator Gaddafi seine antiwestliche Provokationspolitik auf. Die Terroristen spürten den Atem der Supermacht im Nacken, und Präsident Obama brachte Bin Laden zur Strecke dank Informationen aus Bushs Gefängnissen.

Das Erbe des umstrittensten US-Präsidenten seit Richard Nixon muss differenziert betrachtet werden.



Nachspiel: Ex-SNB-Chef Hildebrand. Seite 11



Für alle Fälle: CVP-Aufsteiger Bischof. Seite 22



Menü-Schwindel: Kaninchen. Seite 28



Frühreif: «Petsy» Wyatt. Seite 46

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Geldstaat im Staat

11 Im Auge Khalid Malik, Uno-Chefbeamter

12 Kommentar Minarettverbot wäre nicht betroffen

13 Personenkontrolle Schmid, Fluri, Leuthard, Weidmann, Hildebrand, Allemann, Amstutz, Attenhofer

13 Nachruf Ewald von Kleist, Widerstandskämpfer

14 Eine Schicksalstherapeutin sieht rosarot

Kontroverse nach der Begnadigung einer «Gattenmörderin»

16 Die Deutschen Kritik am neuen Papst

16 Wirtschaft Schrecken in Zypern

17 Ausland Republikaner imitieren Obama

18 Mörgeli Fernseh-Heilige und ihre Worte

18 Bodenmann Im Vatikan nichts Neues

19 Medien Die Spirale der Spekulation

19 Gesellschaft Fragen zu Fragen von Männern

20 Leserbriefe/Darf man das?

Hintergrund

22 Wille, Wind und Wendung

Pirmin Bischof, der wendige Aufsteiger in der CVP

25 Energiepolitik Die Krise beim Stromkonzern Alpiq

26 Im Zweifel gibt's den Pass

Gemeinden misstrauen strengeren Einbürgerungsverfahren

28 Falscher Hase

Händler und Gastwirte täuschen die Konsumenten

32 Einsame Spitze

Swiss-Ski-Präsident Urs Lehmann hat sich selbst isoliert

34 Schweiz Keine Transparenz bei GAV-Beiträgen

36 Franziskus und die Linke

Steht der neue Papst wirklich auf Seiten der Armen?

37 Religion Die gängigsten Missverständnisse

38 Fernsehen Selbstschau mit kuriosen Zügen

39 Essay Facebook und das Spiel mit der Wahrheit

40 Die Kunst des Küssens

Eine romantische Kulturgeschichte – und eine Anleitung

44 «Wir wussten nur: Es wird schlimm»

Historiker Edgar Feuchtwanger war Hitlers Nachbar

46 Bekenntnisse einer Lolita

Petronella Wyatt über ihre Flirts mit berühmten Herren

49 Pop Susan Feroz ist Afghanistans erste Rapperin

50 Teuflischer Bünzli

Schauspieler Jean-Pierre Cornu über Bühne und Politik

56 Zeitgeschichte Weltwoche-Artikel vom 19. Februar 1943

Wasserfest, staubgeschützt, atemberaubend.

Unvergängliche Schönheit. Das robuste Sony Xperia Z mit wasserfestem und staubgeschütztem Gehäuse. swisscom.ch/xperia



4G Sony Xperia Z

CHF **49.-***

mit NATEL® infinity XL



swisscom

*Gilt bei Gerätekauf und gleichzeitigem Abschluss eines neuen Swisscom Abos NATEL® infinity XL (CHF 169.-/Mt.). Mindestvertragsdauer 24 Monate. Preis des Gerätes ohne Abo CHF 849.-. Exkl. SIM-Karte CHF 40.-.



«Sie haben aber perverse Fragen!»: Modeschöpfer Lagerfeld. Seite 52

Interview

52 «Das ist eben mein Geheimnis»

Der legendäre deutsche Modedesigner Karl Lagerfeld, 79, über seine grosse Liebe, seine Kindheit und zweifelhafte Witze

Stil & Kultur

58 Stil & Kultur All you need is Pablo!

60 Bestseller

60 «Geht es um Kunst oder um Geld?»

Warum David Bowie im Museum landete

61 Jazz Christian Muthspiel 4

62 Top 10

62 Kino «No»

63 Fernseh-Kritik «Unsere Mütter, unsere Väter»

64 Das Zürich der Zürcher

Vorabdruck aus dem neuen Buch unseres Kolumnisten Mark van Huissing

66 Namen Roger Schawinski feierte fünf Jahre Radio 1

67 Hochzeit Christiane Goumaz und Rolf Gerber

67 Thiel In Anbetracht der Umstände

68 Wein Pure Pinot noir Grand Cru Gemeinde Salgesch 2010

68 Die Besten Ganz in Weiss

69 Auto Alfa Romeo Giulietta Quadrifoglio

69 Zu Tisch Ristorante Barbatti, Luzern

70 MvH trifft Chris von Rohr, Musiker

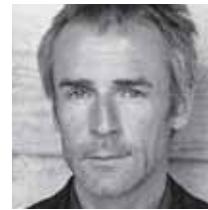
Autoren in dieser Ausgabe

Michael Schindhelm



Der 1960 geborene Autor studierte Quantenphysik, bevor er sich dem Kulturschaffen zuwandte. Als Intendant leitete er von 1996 bis 2006 das Theater Basel. In seinem Essay schreibt er über das Spiel mit der Identität, das durch die neue Facebook-Suchmaschine Graph Search ermöglicht wird. Seite 39

Sven Michaelsen



Kein anderer deutschsprachiger Journalist hat in den letzten Jahren so viele Grössen aus Kultur und Showbusiness interviewt. Für die *Weltwoche* traf sich der 55-jährige frühere *Stern*-Reporter mit dem weltberühmten Modeschöpfer Karl Lagerfeld, der auch schon mal als «Modezar» bezeichnet wird. Seite 52

Abonnenten profitieren.



Ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH
 80 JAHRE QUALITÄT

DER NEUE SUBARU FORESTER 4x4 DIESEL MIT UNGLAUBLICHEN 5,7 L/100 KM.



Leasing-Angebot
gültig bis 30.6.2013.



SUBARU
BOXER

SYMMETRICAL
AWD

Diesel für mehr Ökologie und Ökonomie. Boxermotor für optimale Balance. Permanenter Symmetrical 4x4 für ultimative Bodenhaftung. Drei wegweisende Technologien in einem Auto. Da haben die Subaru-Ingenieure wieder einmal ganze Arbeit geleistet.

Auch die neuste Ausgabe des SUV-Pioniers Forester 4x4 gibt es mit 2,0-Liter-SUBARU-BOXER-TURBO-DIESEL, 147 PS, max. Drehmoment 350 Nm bei 1600–2400/min., Common Rail, geschlossenem Partikelfilter, Abgasrückführung, Oxydationskatalysator und 1000 km Reichweite. Jetzt bei Ihrem Subaru-Vertreter.

Abgebildetes Modell: Forester 2.0D AWD Advantage, man., 5-türig, Energieeffizienz-Kategorie C, CO₂ 150 g/km, Verbrauch gesamt 5,7 l/100 km, Fr. 33'000.–. Weitere Forester Modelle ab Fr. 31'000.–. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): 153 g/km.

 **SUBARU**
Confidence in Motion

SUBARU. SWITZERLAND'S 4x4



www.subaru.ch SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200. www.multilease.ch. Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 8% MWST. Preisänderungen vorbehalten. Bei Verbrauchsangaben handelt es sich um im Labor ermittelte Standardwerte zu Vergleichszwecken. Je nach Fahrzeugeinsatz, Klima- und Verkehrsbedingungen können sich im effektiven Gebrauch Abweichungen ergeben.



NOTENSTEIN
PRIVATBANK



RAIFFEISEN

EFG  Financial Products

Ein neuer Stern am Anlagehimmel

Die Notenstein Privatbank emittiert neu eine breite Palette von Anlageprodukten. Mit Raiffeisen als Garantin und dem Dienstleister EFG Financial Products stehen wir für Expertise, Sicherheit und Servicequalität. Mehr unter www.notenstein-anlageprodukte.ch



NOTENSTEIN
PRIVATBANK

Geldstaat im Staat

Von Urs Paul Engeler — Im Fall Hildebrand antwortet die GPK auf falsche Fragen. Die richtige lautet: Warum mussten Politik und Medien die Nationalbank zum Handeln zwingen?



Unter der Käseglocke: ehemaliger Nationalbank-Chef Hildebrand.

Lodert es irgendwo in der politischen Schweiz, eilt eine Geschäftsprüfungskommission (GPK) herbei. Sie verspricht «volle Aufklärung», hat aber die Hauptfunktion, geschwind einen nassen Sack über den Brandherd zu werfen, um die Flammen kleinzuhalten. Irgendwann müssen dann die Aufseher, die beschränkte Befugnisse haben und somit auch nicht viel mehr wissen als informierte Bürger, jedoch Bericht erstatten und Kritik üben. Und das kommt jeweils genauso schief heraus, wie die Übung angelegt wurde – auch jetzt in der Affäre um die skandalösen Insider-geschäfte des früheren Präsidenten der Schweizerischen Nationalbank (SNB), Philipp Hildebrands.

Mit einer akribischen Chronologie der Ereignisse fördert der GPK-Rapport immerhin die bedenklichen Details zum Verhalten der jetzigen Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) zutage. Obwohl sie alle verräterischen E-Mails Hildebrands gelesen hatte und bereits wusste, dass der Bankrats-Präsident und der Prüfungsausschuss der SNB «einstimmig» beschlossen hatten, Hildebrand zum Rücktritt zu zwingen, sprach die amtierende Bundespräsidentin ihm kurz darauf in der «Arena» noch das «volle Vertrauen» des Bundesrates aus. Sie weigerte sich überdies, die belastenden Dokumente an sich zu neh-

men und die Landesregierung rechtzeitig und umfassend darüber zu informieren, spielte nur auf Zeit und teilte Hildebrand sogar mit, der Bundesrat lehne seinen Rücktritt ab. Die Aufseher schreiben deutlich genug: Die von der ertappten Ministerin vorgebrachte «Begründung vermag die GPK nicht zu überzeugen». Damit ist nun amtlich (wenn auch nicht neu), dass Widmer-Schlumpf trickst, verdreht und schwindelt.

Begründete Zweifel

Wenn die GPK jedoch dem Gesamtbundesrat vorwirft, in der brisanten Sache ohne Kompetenz tätig geworden zu sein, läuft sie, sich auf ein kleines formaljuristisches Geländer stützend, aus der Wirklichkeit weg. Tatsächlich hätte es der korrekte Dienstweg verlangt, dass Nationalrat Christoph Blocher (SVP) mit seinen Informationen zum Bankrat marschiert wäre, dem obersten Aufsichtsorgan über die unabhängige Nationalbank. Die von Blocher ins Vertrauen gezogene damalige Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey (SP) hätte die Kontoauszüge Hildebrands so ebenfalls dem SNB-Bankrat übergeben sollen oder müssen. Warum die beiden erfahrenen Politiker anders gehandelt haben, thematisiert die GPK erstaunlicherweise nicht.

»» Fortsetzung auf Seite 12

Der andere Papst



Khalid Malik, Uno-Chefbeamter

Wenn Khalid Malik, 60, durch New York spaziert, was er selten tut, denn die Welt ist sein Zuhause, erkennt ihn ausser seiner Frau und seinen drei Kindern kaum jemand. Als Pakistani mit Graubart fällt er in seiner Stadt auch nicht besonders auf. Bekannter sind Khalid Malik, der Pashto-Sänger, und ein Gewaltverbrecher gleichen Namens. Und während urbi et orbi erläutert wird, wie sich der neue Papst Franziskus I. um das Seelenheil der katholischen Kirche kümmern wird, hat dieser Khalid Malik, der Unbekannte, von den Massenmedien kaum bemerkt, nichts weniger als die Rettung der Menschheit in Aussicht gestellt.

Das haben schon viele versprochen. Aber Malik verkündete als Direktor des Report-Büros für die Entwicklungsprogramme der Vereinten Nationen ein Wunder, verkleidet in eine streng ökonomische Botschaft mit Zahlen und statistischen Kurven. Im sogenannten Weltentwicklungsbericht der Uno sagt Malik, dass es gelinge, immer mehr Menschen am Wohlstand zu beteiligen und dass das Nord-Süd-Gefälle «rasant» kippe. «Es gibt eine globale Mittelklasse. 1990 umfasste sie nur 1,8 Milliarden Menschen, 2020 werden es schon 3,2 und bis 2030 4,9 Milliarden sein.» Bereits heute sind die Internet-Nutzer der südlichen Hemisphäre in der Überzahl. «Ein Bauer in Indien», so seine Utopie von Landwirtschaft, «kann auf seinem Telefon sehen, wie eine Wahl in Europa ausgegangen ist, und auf seinen Feldern handeln.» Die Uno-Studie, die von der Oxford University, Maliks Alma Mater, mitgetragen wird, holt sogar zur Berge versetzenden Prognose aus, dass die Armut in der Dritten Welt – 1,6 Milliarden sind heute arm – bei gleichbleibender Fortschrittsdynamik in zwei Jahrzehnten verschwunden sei. Malik ist kein Träumer. Für die Uno arbeitete er sieben Jahre in China, wo er für Minderheiten missionierte und den Umweltschutz voranbrachte (und dafür sogar einen Ehrendoktor erhielt), in Afrika und Lateinamerika, in Usbekistan (wo er half, die alte Seidenstrasse als Handelsweg wieder zu öffnen), als Unterhändler bei Entführungen in Afghanistan. Rom ist schon besetzt. Peter Hartmann

Die beiden, mit den Gepflogenheiten innerhalb der SNB bestens vertraut, hatten gute Gründe, am Willen und an der Kraft des Bankrats zu zweifeln, die krummen Geschäfte ihres präsidentalen «Rockstars» (*Tages-Anzeiger*) schonungslos aufzudecken. Weil Calmy-Rey davon ausgehen musste, dass eine bankinterne Abklärung im Sand verlaufen oder in einer Schublade enden würde, drang sie – gegen die Widerstände der Nationalbank – darauf, die Chefs der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK) mit eigenen Abklärungen zu betrauen. Dass das Duo sich mit einem vorgefertigten Dokumentenset abspesen liess und in Eile nur ein verharmlosendes Schönwetter-Gutachten ablieferte, ist dann eine andere Geschichte.

Ein erbärmliches Schauspiel

Unter der Führung Calmy-Reys erzeugte der Bundesrat auf jeden Fall so viel Druck, dass die Nationalbank eine Medienmitteilung verfassen musste, die vieles antönte, nichts Genaues sagte, aber erstmals etwas Öffentlichkeit herstellte – und in ihrer Wirrheit die Neugier der Journalisten weckte. Schliesslich waren es die Politik und die Medien, welche die weiterhin blockierende, auf ihre Autonomie pochende Nationalbank zwangen, sukzessive Dokumente vorzulegen, Reglemente zu öffnen (und zu ändern), Erklärungen nachzuschieben und mit dem Rücktritt Hildebrands spät die Konsequenzen zu ziehen. Es war ein erbärmliches Schauspiel, das die Verantwortlichen damals boten.

Die Leitfrage für die Oberaufseher hätte demnach nicht lauten dürfen, ob der Bundesrat seine Kompetenzen womöglich zu grosszügig ausgenutzt habe. Die richtige und wichtigere Frage wäre gewesen: Warum hat der Bundesrat das Gesetz das Handelns an sich reißen müssen? Die Antwort ist eindeutig: Die Aufsichtsinstanzen der SNB haben versagt; Politik und Medien hatten das Vakuum zu füllen.

Der missglückte GPK-Bericht macht zumindest indirekt auf das Kernproblem aufmerksam, dass die Nationalbank sich als selbstverwalteter Staat im Staat gebärdet, dass unter dieser Käseglocke Kontrolleure und Manager sich in enger Symbiose gegenseitig schützen und dass die Informationsstelle sich als dicke Mauer versteht und nicht als Fenster für die Bürger. Die Korrekturen, die eingeleitet werden müssen, zielen nicht darauf, die Unabhängigkeit der SNB anzutasten, wie reflexartig gejamert wird. Nein, der weiterhin schwach besetzte Bankrat als oberste Führungsspitze muss künftig nachweisen können, dass er eine strenge Aufsicht garantiert. Das geschieht durch Transparenz.

Dies ist die Lehre aus dem Fall Hildebrand: Will die Nationalbank ihre Unabhängigkeit behalten, muss sie eigene Kontrollorgane schaffen, die glaubwürdig sind.

Kommentar

Minarettverbot wäre nicht betroffen

Von Martin Schubarth — Der Bundesrat will die Hürden für Volksinitiativen erhöhen. Schützt die Regierung den Rechtsstaat, oder beschneidet sie die direkte Demokratie?

Die Volksinitiative, eingeführt 1891, ist ein dynamisches Volksrecht, im Unterschied zum Referendum mit dessen bremsender Vetofunktion. Sie hat in den über 120 Jahren ihres Bestehens eine immense Bedeutung erlangt. So erfolgte 1918 der grundlegende Wechsel vom Majorz zum Proporz für die Nationalratswahlen aufgrund einer Volksinitiative. Bedeutsam ist die Ventilfunktion der Volksinitiative – das Volk kann mit der Annahme einer Initiative seinen Unmut über von der Classe politique ignorierte Zustände zum Ausdruck bringen, wie wir dies etwa beim Minarettverbot gesehen haben.

Volksinitiativen entstehen ausserhalb der Beratungskultur des Parlaments und ohne Mithilfe der fachlich zuständigen Bundesstellen. Sie sind oft inhaltlich zu wenig ausgewogen und gegebenenfalls sogar bewusst undifferenziert abgefasst. Volksinitiativen können deshalb in einem Spannungsverhältnis zu rechtsstaatlichen Grundsätzen stehen – eine Problematik, deren man sich wohl lange zu wenig bewusst war. Hinzu kommt die wachsende Bedeutung des Völkerrechtes, zu dem demokratische Entscheide ebenfalls in einem Spannungsverhältnis stehen können.

Mehrere Initiativen der letzten Jahre haben die Sensibilität für diese Problematik geweckt: Initiativen betreffend Verwahrung, Unverjähr-

barkeit von Sexualstraftaten, Minarettverbot, Ausschaffung, Todesstrafe (zurückgezogen) haben zur Frage geführt, ob es über das zwingende Völkerrecht hinaus – nach geltendem Verfassungsrecht die einzige Schranke für Volksinitiativen – weiterer Grenzen bedarf.

Vor diesem Hintergrund sind die neuesten Vorschläge des Bundesrates zur Änderung des Initiativrechtes zu sehen. Danach sollen das Bundesamt für Justiz und die Direktion für Völkerrecht eingereichte Initiativen auf ihre Vereinbarkeit mit den völkerrechtlichen Verpflichtungen der Schweiz vorprüfen. Das Initiativkomitee kann dann den Initiativtext entsprechend anpassen. Es kann aber auch am ursprünglichen Text festhalten, doch muss es das Ergebnis der Stellungnahme der beiden Bundesämter auf dem Initiativbogen vermerken.

Neu soll ferner der «Kerngehalt der Grundrechte» eine weitere materielle Schranke für Verfassungsänderungen bilden.

Gutes und schlechtes Völkerrecht

Was ist von diesen Vorschlägen zu halten? Aus mehreren Gründen ist es zu begrüssen, dass Initiativen, die im Widerspruch zum nicht zwingenden Völkerrecht stehen, weiterhin gültig sein sollen. Denn erstens gibt es «das Völkerrecht» als ein einheitliches Gebilde gar nicht. Zweitens entsteht Völkerrecht vielfach unter demokratietheoretisch fragwürdigen Bedingungen. Und drittens ist nicht einsichtig, weshalb schlechtes Völkerrecht, das in Strassburg oftmals in Überdehnung der Menschenrechte fabriziert wird, über gutem, demokratisch beschlossenen Verfassungsrecht stehen soll. Ein kleines Grüppchen von Bundesrichtern hat sich kürzlich in dieser Hinsicht – unter Umgehung des Plenums – etwas verrannt (*Weltwoche* Nr. 7/13).

Und die Schranke des Kerngehalts von Grundrechten? Die Wiedereinführung der Todesstrafe wäre danach unmöglich, und das ist gut so. Das Minarettverbot, das ja nur die religiöse Propagandafreiheit und, falls man dem Slogan «Unsere Minarette sind unsere Bajonette» folgt, den Waffenbesitz einschränkt, wäre nicht betroffen. Bei einer restriktiven Anwendung des Kerngehalts lässt sich diese Einschränkung des Initiativrechtes rechtfertigen. Elementare Prinzipien des Rechtsstaates gehen insoweit den demokratischen Rechten vor.



«Kerngehalt der Grundrechte».

Prof. Dr. Martin Schubarth ist Anwalt in Lausanne und ehemaliger Bundesrichter.

Personenkontrolle

Schmid, Maria, Oberle, Fluri, Leuthard, Weidmann, Hildebrand, Allemann, Amstutz, Attenhofer

In den Jahren 2006 respektive 2007 stimmten die Kleine und die Grosse Kammer einer Motion von CVP-Ständerat **Carlo Schmid** (AI) zu, der die Liberalisierung der Entsorgung des gewerblichen Abfalls verlangte. Auch der Bundesrat war mit der Lockerung des teuren staatlichen Kehrrechtmonopols einverstanden. Allerdings setzte das Bundesamt für Umwelt (Bafu) unter der Direktion von **Bruno Maria Carmelo Oberle** innert sechs Jahren den Auftrag nicht nur nie um. Mit Hilfe des links dominierten Städteverbandes und dessen Briefträger im Nationalrat, **Kurt Fluri** (FDP, SO),



Renitentes Amt: Bundesrätin Leuthard.

gelang es den Staatsanbetern in der jetzigen Session sogar, die Marschrichtung umzukehren und jeden Wettbewerb aus dem Entsorgungsgeschäft zu verbannen. Pikant: Umweltministerin **Doris Leuthard** (CVP) bekämpfte zwar den Rückschritt, hatte die liberale Lösung im renitenten eigenen Amt aber nicht durchsetzen können. (upe)

Kürzlich deckte die *Welt am Sonntag* in Deutschland auf, dass die Mitarbeiter der Bundesbank um 1,5 Prozentpunkte vergünstigte Hypotheken erhalten. Kurz danach schaffte das Bundesbank-Präsidium unter **Jens Weidmann** die Vergünstigung für Kadermitarbeiter ab und behielt sie nur für «normale» Mitarbeiter bei. Die Vergünstigung für das Präsidium sei «nicht mehr zeitgemäss», hiess es zur Begründung. Wie sieht es in der Schweiz aus? Auf Anfrage teilt die Nationalbank mit, dass die Vorsorgeeinrichtungen der SNB allen Mitarbeitern und Pensionierten Hypothekarkredite vergeben: «Hypotheken bis zu einer Million Franken, die zur Finanzierung von selbstbewohnten Objekten aufgenommen werden, erhalten eine vom Arbeitgeber finanzierte Zinsvergünstigung von einem Prozentpunkt.» Ob auch Ex-Nationalbank-Präsident **Philipp Hildebrand**, sich diese schöne Option zunut-



Mit SRF im Wald: Nationalrat Amstutz.

ze machte, wollte die Nationalbank nicht bekannt geben. (fsc)

Die Meldung der letzten *Weltwoche*, wonach «SRF bi de Lüt» in der TV-Sendung über die Stadt Bern zwar die örtliche SP-Nationalrätin **Evi Allemann** prominent beim Käsekauf nach Ladenschluss gezeigt, in den Beiträgen über Sigriswil aber dessen berühmtesten Bürger, SVP-Fraktionschef **Adrian Amstutz**, nicht erwähnt hat, beschreibt nur die halbe Wahrheit. Amstutz wurde nicht vergessen, sondern bewusst geschnitten. Zwar musste er sich, im dampfenden Walde arbeitend, einen ganzen Vormittag lang dem SRF-Filmteam zur Verfügung stellen, das sich ob der schönen Bilder begeistert zeigte. Doch ein Funktionär aus **Roger de Wecks** SRG-Reich entschied später, die Amstutz-Passage ganz aus der Sendung zu kippen. (upe)

Hartmuth Attenhofer (SP), der Zürcher Amtsstatthalter, scheint über hellseherische Fähigkeiten zu verfügen. Kürzlich verbrummte er einen Redaktor der *Weltwoche* zu einer Busse von 800 Franken, weil dieser aus dem geheimen PUK-Bericht zum BVK-Skandal zitiert habe. Der besagte Artikel enthielt zwar weder Zitate noch Hinweise darauf, dass der Autor das besagte Dokument eingesehen hätte. Gemäss Attenhofer konnte der Übeltäter aber nur berichtet haben, «weil ihm eine Kopie des geheimen Entwurfes zugespielt worden sein muss». Immerhin billigt der SP-Politiker der *Weltwoche* zu, dass sie als «Qualitätsmedium» mit «hoher Beachtung» derart brisante Informationen niemals ohne gesicherte Quelle publizieren würde. (axb)



Hellsichtig: Amtsstatthalter Attenhofer.

Nachruf



Mutig: Widerstandskämpfer von Kleist.

Ewald von Kleist (1922–2013) — Er war der letzte der Verschwörer aus dem engsten Kreis um Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Am 20. Juli 1944 wurde der junge Oberleutnant aus dem nahen Hotel «Espanade» als «Hilfsfreiwilliger» – wie er seine Rolle als Ordonnanzoffizier ironisch umschrieb – in die Bendlerstrasse beordert. Er war bereits vor Ort, als Stauffenberg und von Haeflten am Nachmittag eintrafen. Mit gezogener Waffe hielt er den schwankenden Generaloberst Fromm in dessen Dienstzimmer in Schach und musste miterleben, wie im Laufe des Abends der Staatsstreich in sich zusammenbrach.

Kleist wurde verhaftet, er lernte die Verhörmethoden der Nazis kennen. Kleist blieb ungebrochen, ein verhörender Kriminalrat hatte scheinbar lebensrettende Hinweise gegeben. Haltung, Mut und Gewissen waren bei ihm im Einklang. Bereits im Januar 1944 hatte er Stauffenbergs Frage, ob er bereit sei, sich gemeinsam mit Hitler in die Luft zu sprengen, nach einem Tag Bedenkzeit mit «Ja» beantwortet. Der Rat des Vaters, auch er im Widerstand, hatte den Ausschlag gegeben. Vater Kleist wurde im April 1945 hingerichtet, der Sohn bereits im Dezember 1944 aus der Haft entlassen.

1962 begründete er als Verleger die Wehrkundetagung, ein Dialogforum für Europäer und Nordamerikaner. Bis 1998 hat er es geleitet und dort bis auf dieses Jahr, 2013, bei keinem Treffen gefehlt. Ewald von Kleist war eine aussergewöhnliche Persönlichkeit, ein Mann wie aus und für die Geschichtsbücher, aus einer anderen Welt. Am 8. März ist er im Alter von 90 Jahren gestorben. *Ulrich Schlie*

Eine Schicksalstherapeutin sieht rosarot

Von Alex Baur — Im Aargau sorgt die Begnadigung einer «Gattenmörderin» durch den Grossen Rat für eine Kontroverse. Recherchen der *Weltwoche* fördern erschreckende Sitten bei der Gerichtspsychiatrie zutage. Die Täterin zeigt weder Einsicht noch Reue, allein ihre Renitenz führte sie zum Ziel.



Mit Schwangerschaften den Strafvollzug vereitelt: Täterin Sybille S. mit einem ihrer Kinder.

Liest man das vom bekannten Aargauer Gerichtspsychiater Josef Sachs gezeichnete Gutachten, hat man den Eindruck, dass Sibylle S. nicht die Täterin, sondern das Opfer ist. Seit ihrer Geburt wurde sie von ihrem Umfeld drangsaliert, diffamiert und malträtiert: Der Vater war ein sadistischer Alkoholiker, die Mutter eine Schlägerin, der Stiefvater ein Sex-Grüsel; permanent wurde Sibylle S. gemobbt von ihren Geschwistern, *Gschpänli* und Lehrmeistern, dann vergewaltigt und verprügelt von ihren Partnern, geschnitten und verleumdet von Angehörigen und Nachbarn. Einfach alle waren gegen sie, nichts als Elend weit und breit. Dummerweise lässt sich fast nichts davon überprüfen. Denn im Wesentlichen stützt sich das Gerichtsgutachten der Psychiatrischen Dienste des Kantons Aargau vom 30. Mai 2002 auf ihre Angaben. Man soll es ihr einfach glauben – oder auch nicht.

Erstellt wurde die Expertise im Zusammenhang mit einer Anklage wegen Anstiftung zu Mord, Gefährdung des Lebens und falscher Anschuldigung. Wegen dieser Tatbestände verurteilte das Bezirksgericht Baden Sibylle S. am 26. Februar 2004 zu siebeneinhalb Jahren Zuchthaus. Sie wurde für schuldig befunden, ihren Freund Markus zur Ermordung ihres Ehegatten Oliver gedrängt und bei der Umsetzung der Bluttat – von der Planung über die Beschaffung der Waffen bis zur Verschleierung – eine dominierende Rolle gespielt zu haben.

In einer ersten Attacke löste der Täter beim Auto des Opfers die Radmuttern, um so einen Unfall zu provozieren. Als dieser Versuch misslang, rammte er ihm aus einem Hinterhalt einen Dolch in den Rücken. Glücklicherweise überlebte Oliver. Sybille S. hatte zudem versucht, mit einem Lügengebilde den Verdacht auf einen Unschuldigen zu lenken.



Keine Gnade: Opfer Oliver mit Töchtern.



Der Patient hat immer recht: Psychiater Sachs.

Oliver und Sibylle S. standen damals in der Scheidung. Er arbeitete in guter Stellung, sein Tod hätte ihr rund 200 000 Franken an Versicherungsleistungen eingebracht, die Sibylle S. in Anbetracht ihrer Schulden gut hätte gebrauchen können. Gemäss dem auf über 200 Seiten sorgsam begründeten Urteil stand allerdings ein anderes Motiv im Zentrum: Der Scheidungsrichter hatte das Sorgerecht über die beiden Töchter, die von der Mutter offenbar vernachlässigt worden waren, dem Vater zugesprochen. Sibylle S. verlor damit auch den Anspruch auf stattliche Alimentenzahlungen.

«Kerzen angezündet»

Am 31. Juli 2001, am Tag vor der Übergabe der Kinder, kam es zum Mordversuch. Sibylle S. hatte dem verliebten Täter gedroht, ihn zu verlassen, wenn er ihren Ex-Mann nicht «abela» würde. Nur seinetwegen, so warf sie Markus

vor, hätte sie die Obhut über ihre Töchter verloren. Wenn er zu feige sei, würde sie es tun. Nach seiner Verhaftung deckte der Täter seine Freundin vorerst. Sie wurde erst drei Wochen nach der Tat verhaftet, legte dann aber schnell ein detailliertes und umfassendes Geständnis ab, das sich mit den Aussagen des Täters und diverser Zeugen deckte. In vier weiteren Einvernahmen, die sie alle mit ihrer Unterschrift bestätigte, blieb Sibylle S. bei ihrer Darstellung. Erst im Oktober 2001 widerrief sie ihre Geständnisse. Seither sieht sie sich in der Rolle einer naiven und willenslosen Frau, der die Strafermittler falsche Aussagen in den Mund gelegt hätten. Erfolglos zog sie ihren Schuldspruch durch alle Instanzen. Erreicht hat sie lediglich eine Strafreduktion um ein halbes Jahr Zuchthaus wegen eines Formfehlers.

Den Ausschlag für den Widerruf des Geständnisses gaben Gespräche mit der Gefängnisseelsorgerin Susanne Ziegler. Die protestantische Pfarrerin aus Lenzburg, die sie in der Untersuchungshaft besuchte, glaubt ihr bedingungslos. Sie schlug sich auf die Seite von Sibylle S. und begleitet diese fortan in ihrem Kampf gegen die Aargauer Justiz, der mittlerweile in Strassburg angelangt ist.

Pfarrerin Ziegler empfiehlt sich im Briefkopf als Fachfrau für «Schicksalspsychologische Beratung und Therapie». Das sei kein offiziell anerkannter Titel, räumte Ziegler auf Anfrage ein, sie habe aber entsprechende Kurse am Szondi-Institut absolviert, an einer privaten Lehranstalt in Zürich. Trotzdem flossen ihre Ausführungen ins eingangs erwähnte Gerichtsgutachten von Josef Sachs sein. Ganz wohl war es dem Doyen der Aargauer Gerichtspsychiatrie bei der Sache offenbar aber nicht, führt er sie doch bloss als «Frau Ziegler, Therapeutin, Lenzburg» an, ohne Vorname, Adresse und genaue Berufsbezeichnung.

Gleichwohl räumt Sachs der umfangreichen Stellungnahme der «Therapeutin Ziegler» eine ganze Seite ein. Sie beschreibt Sibylle S. als etwas naive, «sehr warmherzige und einfühlsame Person», die «niemandem etwas Böses unterstellen» könne und durch einen «tollen Umgang mit ihren Kindern» auffalle. Sie habe mit ihr verschiedene Rituale gemacht, «so auch Kerzen angezündet». Ihrem Ex-Mann habe Sibylle nie etwas Böses gewünscht, obwohl ihr im Lauf der Therapie die erlebte Gewalt bewusst geworden sei, die sie bislang verdrängt habe. Dass die Frau als ehemalige «Striptease-Tänzerin», sexuell ausgebeutet und misshandelt von Vater, Stiefvater und Partnern, ein gespaltenes Verhältnis zur Männerwelt habe, könne sie gut nachfühlen.

Das von Ziegler gezeichnete Charakterbild, welches im Gutachten Sachs weitgehend übernommen wird, widerspricht diametral den Darstellungen des Opfers, das seine Ex-Gattin als «Person mit unglaublichen manipulativen Fähigkeiten» bezeichnet. Diesen Ein-

druck vermitteln auch mehrere Zeugen, insbesondere die Angehörigen des Täters, der als labil beschrieben wird; der schönen Sibylle soll er geradezu hörig gewesen sein. Gezielt habe sie den jungen Mann von seiner Familie entfremdet und isoliert. Nach seiner Verhaftung liess Sibylle ihn fallen wie eine heisse Kartoffel, wenige Monate später legte sie sich einen neuen Partner zu.

Die Geschichte scheint sich zu wiederholen: Auch der Neue kapselt sich bald von seiner Familie ab, mit der er bis dahin ein herzliches Verhältnis gepflegt haben soll. Dies berichten zumindest Angehörige. Und für diese ist die Ursache klar: Sibylle S., die Manipulatorin.

Wenige Tage vor dem Prozess bringt sie ein erstes Kind von ihm zur Welt. Ihre durch die Mutterschaft bedingte «Strafempfindlichkeit» verschafft ihr bloss einen kleinen Strafabatt. Während sie den Schuldspruch durch die Instanzen zieht, zeugen die beiden zwei weitere Söhne. Der zu erwartende Strafvollzug ist für Sibylle S. offenbar kein Hindernis. Den Kontakt zu den Töchtern aus erster Ehe hat sie abgebrochen. Briefe der Mädchen lässt sie unbeantwortet, ihr fehle die Kraft dafür, erklärt sie.

Wenige Tage bevor Sibylle S. Anfang Januar 2009 allen Rekursen zum Trotz ihre Strafe antreten muss, wird sie erneut schwanger. Die Anstalt von Hindelbank verfügt über eine Mutter-Kind-Abteilung, sie darf den Kleinsten mit ins Gefängnis nehmen. Die beiden grösseren Kinder werden vom Vater mit Unterstützung einer Nachbarin und der Grossmutter betreut. Sibylle S. habe zwar täglich mehrmals aus dem Gefängnis heraus telefoniert und alles Mögliche kritisiert, erzählen Verwandte, doch den Kindern sei es gut gegangen. Hätte sich die Strafe verkürzt, wäre Sibylle im Mai 2013 aus dem Vollzug entlassen worden.

Sibylle S. war eine schwierige Insassin. Wie einem Gutachten des Forensisch-Psychiatrischen Dienstes der Uni Bern vom 29. Juli 2009 zu entnehmen ist, legte sie in der Haft ein «querulatorisches Verhalten» an den Tag. «Vordergründig geht es um das Wohl des Sohnes», schreibt die Gutachterin, «wobei sie den Sohn eher «gebraucht», um ihr [eigenes] Bedürfnis nach Recht und Autonomie zu befriedigen.» Dabei handle es sich um ein «eingeschliffenes Verhaltensmuster». Eine «deliktorientierte Therapie» sei nicht möglich, da sie jede Schuld bestreite. Sibylle S. lehne aber auch die Teilnahme an Gruppensitzungen ab. Sie könne «Gefühle und Bedürfnisse anderer nur schwer anerkennen»; wenn es Probleme gebe, suche sie die Ursache stets bei den anderen. Die Psychiaterin vermutete eine «kombinierte Persönlichkeitsstörung mit narzisstischen und histrionischen Zügen».

In Hindelbank dürfte man erleichtert gewesen sein, als die Insassin nach der Geburt ihres vierten Kindes im Oktober 2009 vorübergehend aus dem Vollzug entlassen wurde. Das

Kind war mit einer Gaumenspalte, kombiniert mit einem Zungenfehler, zur Welt gekommen und brauchte intensive Betreuung. Die Aargauer Strafvollzugsbehörde ordnete als begleitende Massnahme eine ambulante Therapie bei Lisbeth Treier an, die auf dem amtlichen Papier als «Psychologin» aufgeführt wird. Die Schicksalstherapeutin Susanne Ziegler hatte Sibylle S. bereits 2004 als Patientin an Treier weitervermittelt.

Das Unrecht geht weiter

Über die Ziele der Therapie von Treier wissen wir wenig. Offenbar ging es um familiäre Dinge, wie ihren rudimentären Berichten an die Vollzugsbehörden zu entnehmen ist. Womöglich war Treier, eine gelernte Psychiatriepflegerin, schlicht überfordert. Wie ihr Gatte und Praxispartner, der Psychiater und ehemalige Verwaltungsrichter Dr. med. René Treier, auf Anfrage erklärte, fand die Behandlung unter seiner Oberaufsicht statt. Lisbeth Treier war nicht erreichbar. Sie befindet sich selber in einer psychiatrischen Klinik. Ihr Gatte hatte die Einweisung über einen «fürsorglichen Freiheitsentzug» veranlasst. Die Behandlung von Sibylle S. wurde schon vor Monaten sistiert.

Letzte Woche wurde Sibylle S. vom Aargauer Grossen Rat begnadigt. Obwohl von der vorberatenden Kommission einstimmig zur Annahme empfohlen, war das Geschäft höchst umstritten. Die Bürgerlichen, namentlich die SVP, waren gegen die Begnadigung der «Gattenmörderin»; die Linke hielt ihr nicht zuletzt zugute, dass der Versuch missraten war. Es gab Abwechler auf beiden Seiten. So stellte etwa Jörg Villiger (Grüne) fest, dass Sibylle S. weder Einsicht noch Reue zeigte. Tatsächlich liest sich ihr Gnadengesuch wie eine wuchtige Anklage gegen die Justiz, die sich, vom Untersuchungs- bis zum Bundesrichter, gegen sie verschworen habe. Lediglich in einem Satz anerkennt sie vage und vieldeutig, dass ihrem Ex-Gatten «Unrecht geschehen» sei.

Und das Unrecht geht weiter. Über ein Jahrzehnt nach dem Mordversuch ist der juristische Zwist um die Scheidung immer noch hängig. Sibylle S. beansprucht die Hälfte der Pensionskasse ihres Ex-Gatten für sich. Die Alimente für ihre Töchter aus erster Ehe zahlte sie dagegen nie. Diese wollen von ihrer Mutter mittlerweile nichts mehr wissen. Letzte Woche forderten die beiden Mädchen auf Tele M1, ihre Mutter solle die verdiente Strafe absitzen.

Die Grosseltern der vier kleineren Kinder machen sich derweil grosse Sorgen um ihre Enkel, die sie nicht sehen dürfen. Sie verlangen, dass zumindest eine Beistandschaft eingerichtet werde. Es könne nicht sein, dass sich die Justiz mehr um eine Täterin kümmere als um deren Opfer. Dank der tatkräftigen Unterstützung der Gerichtspsychiatrie dürfte Sibylle S. allerdings längst selber daran glauben, dass sie das Hauptopfer ist. ○

Bis Pfingsten

Von Henryk M. Broder — Ein paar kritische Anmerkungen zum neuen Papst.



Da «wir» nicht mehr Papst sind, können wir uns ein paar kritische Anmerkungen zu der Rolle des Stellvertreters des Herrn leisten. Natürlich waren wir mit der Wahl von

Jorge Mario Bergoglio nicht besonders glücklich. Angesichts der Zusammensetzung des Konklaves – 117 Männer und keine einzige Frau – waren wir nicht so naiv, anzunehmen, dass eine schwarze alleinerziehende Lesbe eine Chance gehabt hätte. Aber wir haben gehofft, dass der neue Pontifex sich der Themen annehmen würde, die unter Benedikt XVI. nicht angesprochen wurden: Aufhebung des Zölibats, Zulassung von Frauen zum Priesterdienst und Anerkennung von Homo-Ehen.

Schon bald wurde uns klar, dass der neue Papst eine andere Agenda hatte. Er sprach von der Gnade der Barmherzigkeit und der Vergebung, von der Pflicht der Kirche, für die Armen da zu sein, er bat Gott um Erleuchtung und die Gläubigen darum, für ihn zu beten. Lauter nebensächliche Anliegen und Themen, die jeder Dorfpfarrer in seiner Sonntagspredigt abhandelt. Kein Wort zu den Kernfragen der Gegenwart: Zölibat, Frauen am Altar, Homo-Ehen.

Nun werden wir immer gefragt, warum wir auf die Meinung des Papstes so grossen Wert legen. Warum wir darauf bestehen, dass er jahrhundertealte Regeln über Bord wirft. Dass er die Kirche anpasst wie ein Autohersteller, der laufend neue Modelle auf den Markt bringt. Wir könnten doch tun und lassen, was wir möchten; Sex haben, mit wem uns danach ist, unsere Kellerbar wie die Sixtinische Kapelle einrichten, Windräder anbeten und für unsere Öko-Sünden auf den Parteitagen der Grünen Abbitte leisten. Wir könnten doch zufrieden sein, wir haben es doch weit gebracht.

Wer so argumentiert, der verkennt, worum es uns geht. Gleichheit und Gerechtigkeit! Nicht die göttliche, sondern die irdische. Wir haben das Leistungsprinzip abgeschafft, die Energiewende herbeigeführt, es kommt das bedingungslose Grundeinkommen für alle und die Frauenquote. Unser Himmelreich wird im Diesseits errichtet werden.

Jetzt geben wir dem neuen Papst noch eine Chance. Sagen wir: bis Pfingsten. Kommt er uns nicht entgegen, ziehen wir die Konsequenzen und treten zum Protestantismus über.

Schrecken in Zypern

Von Kurt Schiltknecht — Die Enteignung von Bankkunden in Zypern verschreckt europaweit die Sparer. Auch in der Schweiz sind Spareinlagen im Notfall Verfügungsmasse der Finanzmarktaufsicht.

Notenbanken und Regierungen unternehmen alles, um die Sparer für die Fehlentwicklungen bei den Banken und Staatsfinanzen zu bestrafen. Begonnen hat es mit der Nullzinspolitik, womit ein Teil der Banken auf dem Buckel der Sparer saniert wird.

Den jüngsten Schlag gegen die Sparer haben die EU-Politiker am letzten Wochenende ausgeheckt. Ihr Vorschlag, Bankkunden mit einer Abgabe auf ihre Sparguthaben für die Sanierung der zypriotischen Banken zur Kasse zu bitten, hat in Zypern zu Recht einen Sturm der Entrüstung ausgelöst.

Der Rettungsplan der EU ist ein weiteres Beispiel für das Gewurstel bei der Krisenbewältigung in Europa. Der EU-Vorschlag war zwar gut gemeint, aber nicht durchdacht. Die Idee, mit hohen Abgaben auf Einlagen über 100 000 Euro vor allem die russischen Oligarchen zu treffen, die in den vergangenen Jahren viele Geschäfte im Dunst der zypriotischen Banken abgewickelt haben, mag einigen Leuten sympathisch erscheinen. Gemäss Gerüchten haben aber einige der ganz grossen Oligarchen schon vor Monaten ihre Gelder aus Zypern abgezogen.

Abgesehen davon ist es immer schlecht, Massnahmen im Hinblick auf die «Bestrafung» unbeliebter Gruppen zu erlassen. Zudem ist der Vorschlag, die Sparer und andere Bankeinleger zwangsweise für die Sanierung der Banken einzuspannen, verfehlt und der künftigen Stabilität des internationalen Bankwesens abträglich. Wenn die Einleger europa- oder weltweit damit rechnen müssen, dass ihr Geld bei jedem Bankenproblem zur Sanierung herangezogen wird, überlegt man es sich zweimal, wie viel Bankeinlagen man künftig noch halten will. Wegen der politischen Massnahmen wird es immer attraktiver, das Geld in Form von Gold oder Noten im Kassenschrank zu halten oder dafür Obligationen von einer guten Gesellschaft zu kaufen.

Nach der EU-Entscheidung über das Rettungspaket für Zypern wird sich jeder Einleger einer Bank im Süden Europas die Frage stellen, ob er seine Einlagen nicht besser abziehen sollte. Denn bei der Hauruck-Strategie der EU kann – Dementi hin, Dementi her – nicht ausgeschlossen werden, dass früher oder später auch Abgaben auf den Einlagen bei griechischen, italienischen, portugiesischen oder spanischen Banken eingefordert werden. Wer

garantiert den Sparern, dass die Politiker nicht eines Tages noch auf die Idee kommen, das Schuldenproblem mit Zwangsabgaben auf Bankeinlagen zu lösen?

Die EU-Vorschläge für Zypern verunsichern alle. Dennoch werden sie kaum einen Run auf die Banken der südlichen Euro-Länder auslösen. Man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, dass Bankeinleger künftig vermehrt darauf achten, bei welcher Bank und in welchem Land sie ihre Mittel anlegen. Als Folge wird die Refinanzierung der Banken im Süden Europas noch schwieriger werden. Dies wiederum wird die Lösung der Bankenkrise erschweren.

Bankensystem verstaatlichen

Das Rettungspaket für Zypern war ein Hüftschuss, der weder die Bankenprobleme Zyperns noch irgendein anderes Problem lösen wird. Solche Vorschläge verstärken nur die politischen Spannungen innerhalb der EU.



Wir Schweizer sollten nicht mit dem Finger auf die EU zeigen und ihr vorwerfen, dass sie die Sparer zur Sanierung der Banken heranziehen will. Denn wie vor zwei Monaten an dieser Stelle berichtet wurde, ist im letzten Herbst eine «Verordnung der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht über die Insolvenz von Banken und Effektenhändlern» in Kraft gesetzt worden.

In dieser wird der Finma – und nicht dem Parlament – das Recht zugestanden, zur Sanierung einer Bank die Umwandlung sämtlicher Einlagen (Fremdkapital) in Eigenkapital anzuordnen. Als Alternative könnte die Finma auch eine teilweise oder vollständige Forderungsreduktion der Einleger verlangen.

Der Raubzug der Politiker und Notenbanken gegen die Sparer muss gestoppt werden. Angeschlagene Banken muss man entweder in Konkurs gehen lassen oder durch eine Aufstockung des Eigenkapitals sanieren. Wenn der private Sektor nicht bereit ist, das notwendige Kapital zur Verfügung zu stellen, müssen die Banken verstaatlicht werden.

Statt die Sparer in Zypern zur Kasse zu bitten, könnte die EU das zypriotische Bankensystem verstaatlichen und dafür sorgen, dass es wieder auf Vordermann kommt. Eines ist klar: Es wird sich nicht auszahlen, die Sparer immer mehr zu vergraulen. Denn wenn die Leute nicht mehr sparen, gibt es auch keine Lösung der Banken-, Schulden- und Euro-Krise.

Republikaner imitieren Obama

Von Hansrudolf Kamer — Die amerikanischen Republikaner ringen um eine neue Aussenpolitik. Obamas Rezepte, Rückzug und Isolationismus, finden auch bei ihnen viele Anhänger.



Wie jede Partei nach zwei Niederlagen bei Präsidentenwahlen suchen die Republikaner nach neuen Wegen. Die Auseinandersetzung hat robuste und laute Töne angenommen, was die Demokraten

mit verständlicher Schadenfreude dazu veranlasst, von einem Bürgerkrieg zu sprechen.

Der Kampf um die Seele der Partei ist aber weitaus schärfer in der Aussen- als in der Innenpolitik. Hier – in der traditionellen Domäne der Demokraten – sind sich die Republikaner relativ einig, abgesehen von taktischen Differenzen. Sie fordern unisono eine neue Fiskalpolitik, eine neue Definition der Sozialleistungen und eine Reform des Steuersystems.

In der Grundsatzdebatte über die Aussenpolitik kommen alte Strömungen zum Vorschein. Auch trägt sie Züge eines Generationenkonflikts. Ausgangspunkt ist der sogenannte Drohnenkrieg Präsident Obamas. Er hatte ihn im Kampf gegen Terroristen stark ausgeweitet, und einige Experten sehen ihn als Paradigma für die künftige Kriegführung überhaupt – ferngesteuert von zu Hause aus.

Obama spielt zwar oft mit der amerikanischen Kriegsmüdigkeit. Sein massierter Einsatz von Drohnen ist ein Widerspruch dazu, bleibt aber politisch problemlos: Er tritt für die Amerikaner zu wenig in Erscheinung.

Ein geheimes Memorandum aus dem Justizdepartement, dessen Inhalt Anfang Januar durchgesickert war, rechtfertigte die gezielte Tötung nicht etwa ausländischer Terroristen, sondern amerikanischer Bürger im Anti-Terror-Krieg.

Das reizte den untrüglichen politischen Instinkt des relativ jungen republikanischen Senators Rand Paul aus Kentucky. Er packte die Gelegenheit beim Schopf und inszenierte ein traditionelles Filibuster, eine Dauerrede, die mit Unterstützung einiger Kollegen dreizehn Stunden dauerte.

Paul wandte sich gegen die Bestätigung John Brennans als neuer CIA-Chef und verlangte vom Justizdepartement eine Klarstellung zum Thema Drohnenkrieg. Hat der Präsident das verfassungsmässige Recht, mit einer Hellfire-Rakete einen Amerikaner zu töten, der gerade – wie es in einem Artikel

etwas überspitzt hiess – damit beschäftigt ist, in seinem Garten ein T-Bone-Steak zu grillieren?

Jedem normalen Amerikaner fiel dazu nur eine Antwort ein: Natürlich nicht! Doch Justizminister Holder erklärte in einem Hearing etwas brüchig, das wäre eine unangemessene Aktion, was nur Wasser auf die Mühlen der gekonnten Jimmy-Stewart-Inszenierung war.

Rand Paul katapultierte sich mit seinem Filibuster über Nacht ins Rampenlicht, überholte die Demokraten politisch links, erzürnte die alte republikanische Garde, gewann das erste Kräfteressen im Wahlkampf 2016 beim grossen konservativen Aktionskomitee CPAC und wird nun als valabler Präsidentschaftskandidat gehandelt. So schnell geht das!

Der intellektuelle Pate der Tea Party

Rand Paul, 2010 für die Republikaner in den Senat gewählt, ist nicht irgendwer. Sein Vater, Ron Paul, nahm dreimal an den republikanischen Primärwahlen für die Präsidentschaft teil. Er ist ein klassischer libertärer Politiker und Theoretiker, der den globalen amerikanischen Rückzug predigt. Er ist der intellektuelle Pate der Tea-Party-Bewegung. Er knüpft an die Tradition des republikanischen und demokratischen Isolationismus der Zwischenkriegszeit aus dem letzten Jahrhundert an und führt sie in die Gegenwart.

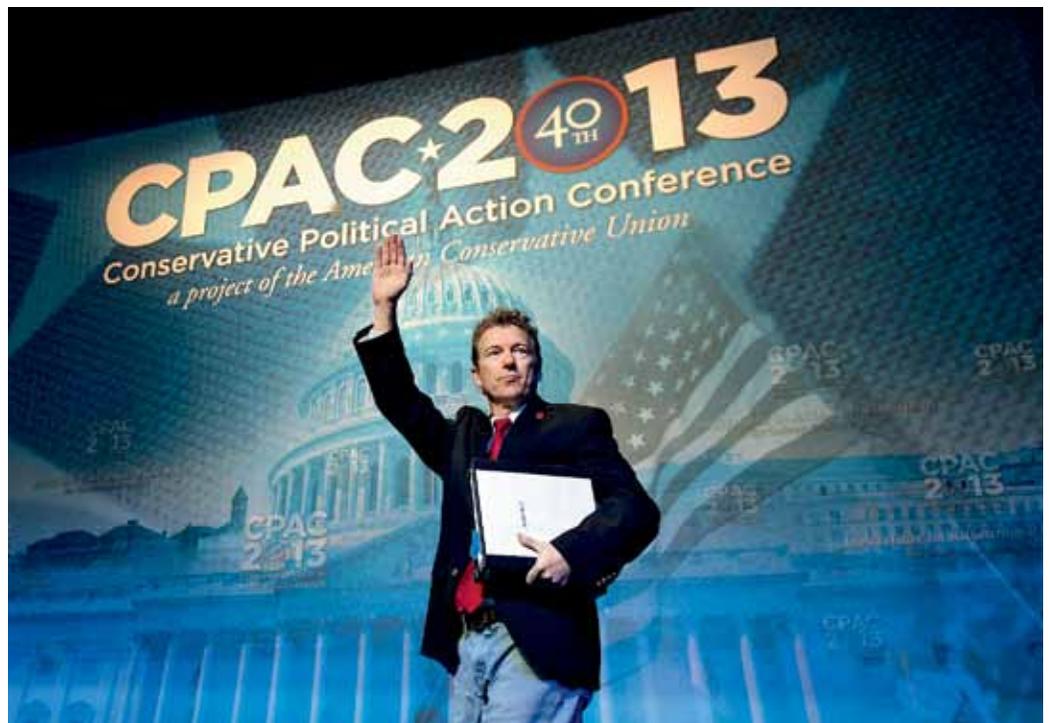
Die Senatoren John McCain und Lindsey Graham, beide alte Schlachtrösser, bezeichnen Rand Paul und seine libertären Gefolgsleute als uninformat und lächerlich. McCain doppelte nach und nannte Paul einen «wacko bird», was so viel heisst wie «spinniger, verrückter Vogel».

Inzwischen kann man sich auf einer Website als «wacko bird» registrieren. Andere Republikaner wie der texanische Jungsenator Ted Cruz sind stolz darauf, sich «wacko bird» zu nennen. McCain versuchte sich zu entschuldigen. Rand Paul triumphierte auf der ganzen Linie – die neue Generation über die alte.

Nixons demokratischer Gegner im Jahr 1972, George McGovern, und der ganze Vietnam-Protest hatten den Isolationismus auch bei den Demokraten verankert. Nicht von ungefähr zitierte Rand Paul eine Antwort Joe Bidens in der letzten Vizepräsidentschaftsdebatte, als die Frage auf Afghanistan kam. Biden sagte damals bündig mit McGovern Worten: «We are coming home.»

Die Heimkehr eines Landes, das wirtschaftlich stagniert, seine Schulden nicht in den Griff bekommt, sich politisch kaum einigen kann, sich militärisch zurückzieht und seine globale Rolle in Frage stellt, ist eine Einladung an Rivalen. Sie erhöht die Versuchung, die verbliebene Widerstandskraft des einstigen Hegemonen auszutesten.

Die Kehrseite der wiederkehrenden amerikanischen Introvertiertheit waren die Erfolge Hitlers, Stalins, Pol Pots, Saddams Husseins, Milosevics, der Taliban, das Morden in Ruanda und Somalia. Der zögernde Weltpolizist fasste sich nach 9/11 – dem grossen Terrorschlag – ein Herz. Nun packen ihn wieder Zweifel. *Fasten your seat belts!* ○



Dreizehn Stunden Dauerrede: Senator Rand Paul.

Fernseh-Heilige und ihre Worte

Von Christoph Mörgeli

Ja, seine Kasualreden, das geht. Aber seine Predigten kann er vor Gott und Menschen nicht verantworten.» Dies zischt bei Theodor Fontane das fromme Fräulein ihrem Sitznachbarn über die Tischansprache eines Pfarrers zu. Auch so manches, was das himmlische Bodenpersonal heute zusammenschwätzt, kann es vor Gott und Menschen nicht verantworten. Das belegen die Kasualreden wie die Predigten unserer Fernseh-Heiligen.

Ein Musterbeispiel ist die blütenweisse TV-Nonne Ingrid Grave, bekannt durch den SRF-Quotenrenner «Sternstunde Philosophie». Die Dominikanerin beklagte sich in der «Arena» in streitbarem Hochdeutsch über die mangelnde Glaubwürdigkeit ihrer katholischen Kirche: «Irgendetwas stimmt nicht mehr.» Vor ihrem Auftritt hatte die in Zivil erschienene Nonne im Studio Leutschenbach ihr Ordensgewand übergeworfen, in voller Tracht ihre feministische Botschaft verbreitet, um sich dieses Ornaments nach der Sendung wieder zu entledigen. Worauf sie sich in Zivil aufs öffentlich-rechtliche Fernsehbuffet stürzte. Schwester Ingrid hat recht: Irgendetwas stimmt nicht mehr.

Der muslimische Integrationsspezialist Dr. Farhad Afshar forderte vom neuen Papst mit unheimlich freundlicher Stimme den «Dialog der Weltkirche mit andern Religionen». Während Afshar zum Dialog aufruft, erleiden Hunderttausende von Christen in islamischen Ländern Misshandlungen, Gefängnisstrafen oder den Tod. Klara Obermüller, theologische Ehrendoktorin der Uni Zürich, sprach in Tele Züri über den Papst und seine Verstrickungen mit argentinischen Diktatoren. Obermüller muss es wissen: Sie war Präsidentin der Gesellschaft Schweiz-DDR. Und pflegte in Ostberlin beste Kontakte zu Diktatoren.

Fernsehpfarrerinnen Tania Oldenhage stammt wie ihr Mann, Pfarrer in Opfikon, aus Deutschland. Im «Wort zum Sonntag» befasste sich die Theologin mit den Sünden unserer Schweizer Vorfahren im Zweiten Weltkrieg. In schnarrendem Hochdeutsch. Sie bespreche die schändliche Grenzschiessung vom Sommer 1942 auch im Jugendgottesdienst. Ebenso Themen wie «Schuld und Täterschaft». Mit Verlaub, Frau Pfarrer: Weder meine Eltern noch meine Grosseltern waren schuldige Täter. Sondern Opfer einer ausser Rand und Band fanatisierten Nation, die Sie noch immer besser kennen als Ihr neutrales, demokratisches, multikulturelles Gastland.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

«Buona sera»

Von Peter Bodenmann — Im Vatikan geht es weiter wie bisher: Wer nicht zum Herrn betet, der bekenne die Weltlichkeit des Teufels.



Freundlich und gewinnend: Papst-Franziskus-Souvenir.

Das argentinische Militär folterte, vergewaltigte und ermordete 30 000 politische Gegner. Linke Frauen und Männer – vorab meiner Generation – wurden lebend aus Militärflugzeugen ins offene Meer geworfen, um sie spurlos verschwinden zu lassen.

Die offizielle katholische Kirche stand hinter dem Militärregime. Die Kurie wusste alles, da sie die Kontrolle über und in den Beichtstühlen hatte. Niemand war bei der Befragung der Sünder und ihrer Angehörigen raffinierter als die gut ausgebildeten Jesuiten, deren Chef während der Jahre der Militärjunta der neu gewählte Papst war. Hat Jorge Bergoglio seine für die Armen eintretenden Mitbrüder geschützt? Oder hat er mit dem Militär kollaboriert?

Wir wissen es nicht, weil die Archive der Armee und jene der Kirche nicht frei zugänglich sind. Was wir wissen, ist nur, dass der neu gewählte Papst nachträglich Täter und Opfer auf die gleiche Stufe stellte. Und beide zur Versöhnung aufrief.

Was es braucht, ist nicht voreilige Versöhnung, sondern umfassende Aufklärung. Auch über die Rolle der katholischen Kirche in Argentinien. Wir erwarten übrigens das Gleiche von den Islamisten in Tunesien, die den Mord am Arbeiterführer Chokri Belaid zumindest nicht verhindert haben.

Nur weil der neue Papst freundlich und gewinnend den auf dem Petersplatz Ausharren-

den «buona sera» wünschte, muss niemand ausserhalb des Vatikans den gesunden Menschenverstand verlieren.

Der neue Papst ist gegen die Ehe zwischen Homosexuellen. Die subkutane Hatz auf die Schwulen – die einst für die Betroffenen im Konzentrationslager endete – geht weiter. Er verweigert der Mehrheit der Katholiken, den Katholikinnen, den Zugang zum Priesteramt. Priester dürfen in der Logik des Piemontesen aus Argentinien weiterhin nicht heiraten. Kondome waren, sind und bleiben Teufelswerk. Genau wie das Recht der Frauen, über ihren Bauch selber zu entscheiden.

Wessen Kind der neue Papst ist, machte kurz nach der Wahl seine frei vorgetragene Predigt in der Sixtinischen Kapelle klar: «Wenn man sich nicht zu Jesus Christus bekennt, da kommt mir das Wort von Léon Bloy in den Sinn: «Wer nicht zum Herrn betet, betet zum Teufel.» Wenn man sich nicht zu Jesus Christus bekennt, bekennt man die Weltlichkeit des Teufels, die Weltlichkeit des Bösen.»

Wenn Andersgläubige oder Atheisten in der Sprache des angeblich Unfehlbaren zu Teufeln werden, sind alle Türen für den Hass zwischen den Menschen, ihren Religionen und Weltanschauungen weit geöffnet.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Spirale der Spekulation

Von Kurt W. Zimmermann — Werden Sie als Nächstes Papst oder Fussballtrainer? Man kann nur spekulieren.

Halleluja. Heute wollen wir das *St. Galler Tagblatt* lobpreisen. Das *St. Galler Tagblatt* bekommt von uns sozusagen die höhere Weihe.

Vor mehr als einem Monat, am 13. Februar nämlich, schrieb das *St. Galler Tagblatt* über Jorge Bergoglio, den Erzbischof von Buenos Aires. Die Zeitung machte ihn zum «Kopf des Tages». Sie beschrieb ihn als Favoriten für das Konklave. Bergoglio wäre «ein Papst mit Vermittlerqualitäten».

Volltreffer. Alle anderen 2500 Zeitungen Europas, und auch alle anderen Schweizer Gazetten, schrieben nicht über Bergoglio. Wenn sie ihn am Rande mal erwähnten, dann schrieben sie, er hätte keine Chancen auf das Pontifikat.

Nun können wir die Sache regional oder fundamental betrachten. Aus regionaler Sicht ist klar, dass unsere Freunde aus St. Gallen schon immer ein Flair für die Jesuiten hatten. Aus fundamentaler Sicht geht es um die Funktionsweise des Journalismus.

Am Beispiel der Papstwahl können wir eines der Grundprinzipien der Medienbranche sehr schön erklären. Es ist das Grundprinzip der Spekulation.

Das Problem der Medienbranche besteht darin, dass die tägliche Faktenlage dünn ist. Es passiert wenig auf der Welt. Ein Papst tritt zurück. Ein Politiker wird gewählt. Ein Fussballklub verliert. Ein Manager macht Verluste. Ein Staatsvertrag wird verhandelt. Mehr ist nicht.

Die tägliche Faktenlage füllt vielleicht acht Zeitungsseiten. Nun ist eine Zeitung aber vierzig Seiten stark. Die zweiunddreissig verbleibenden Seiten müssen also irgendwie gefüllt werden. Sie werden gefüllt mit Spekulationen.

Wer wird nächster Papst? Wie agiert der neugewählte Politiker? Braucht der Fussballklub einen anderen Trainer? Muss man den Manager abservieren? Was steht im künftigen Staatsvertrag?

All diese Spekulationen füllen locker die verbleibenden zweiunddreissig Seiten.

Das Vorgehen in der Spekulationsspirale ist auf Redaktionen klar definiert. Der Journalist, der sich des Themas annimmt, hat vom Thema wenig bis keine Ahnung. Das weiss er, und das stört ihn nicht weiter. Nun telefoniert oder mailt er einem halben Dutzend anderer Leute, die vom Thema ebenfalls wenig bis keine Ahnung haben. Die Leute, die wenig bis keine Ahnung haben, bezeichnet man im Blatt dann als «Experten».

Die Experten rekrutieren sich im Regelfall aus Beratern, Wichtigtuern, Ehemaligen, Kon-



Volltreffer: *St. Galler Tagblatt* vom 13. Februar.

kurrenten, PR-Vertretern, Selbstdarstellern, Autoren, Wissenschaftlern, Lobbyisten und Beamten. Wenn nicht genug Experten aus diesen Kategorien verfügbar sind, dann ergänzt man den Expertenpool mit anderen Journalisten.

Der Journalist fragt sie nun: «Wer wird nächster Papst? Wie agiert der neugewählte Politiker? Braucht der Fussballklub einen anderen Trainer? Muss man den Manager abservieren? Was steht im künftigen Staatsvertrag?»

Die Antworten, in dieser Reihenfolge etwa zum Papst, zu Oskar Freysinger, zum FC Luzern, zu Sergio Ermotti und zur Fatca, werden dann gedruckt und gesendet. Im Normalfall, etwa bei Päpsten oder Fussballtrainern, dauert die Spekulation wochenlang. Im Bestfall, etwa bei Politikern oder Staatsverträgen, dehnt sich die Spekulation über Monate aus. Manchmal, wenngleich eher selten, landet man einen Glückstreffer, so wie unsere Freunde aus St. Gallen.

Weil dies eine seriöse Medienkolumne ist, haben hier nur harte Fakten und keine Mutmassungen Platz. Wir beteiligen uns darum nicht an den Spekulationen, was der wichtigste Mann der Schweizer Medienwelt als Nächstes plant.

Plant Roger de Weck eine rätoromanische Castingshow? Plant er einen Radiokanal für Literaturliebhaber? Oder plant er doch nur eine Gebührenerhöhung?

Aber, aber

Von Beatrice Schlag — Ein paar Fragen zu Fragen von Männern.

Aber, aber, Frau Staiblin», titelte die *Weltwoche* vor drei Wochen zur Geschichte, dass sich die neue Chefin des heftig kriselnden Energiekonzerns Alpiq im Mai nach nur vier Monaten im Amt als CEO



in den Mutterschaftsurlaub verabschiedet. «Aber, aber, Herr Vasella», den schelmisch-ironischen Titel, hätte ich gern gelesen, als sich Daniel Vasella mit 72 Millionen Franken davonmachen wollte. Aber so reden erfolgreiche Männer nicht über erfolgreiche Männer, auch wenn sie sie hart kritisieren. Und vermutlich fällt ihnen nicht einmal auf, wie herablassend sie Frauen gegenüber sind, wenn sie freundlich-väterlich mit dem «Aber, aber»-Zeigefinger wedeln.

Der Anlass in diesem Fall war Jasmin Staiblins Unbeirrtheit, zum zweiten Mal als designierter CEO schwanger zu werden, erst bei ABB, drei Jahre später bei Alpiq. «Warum hat sich Frau Staiblin entschieden, wieder in Krisenzeiten ein Kind in die Welt zu setzen?», fragte *Weltwoche*-Redaktor Andreas Kunz, mein Kollege und Freund. Ich verstehe die Frage nicht. Jasmin Staiblin war 41, als sie erfuhr, dass sie ihr zweites Kind erwartet. Sie wird nicht mehr oft schwanger werden. Erwartet man von ihr, dass sie abtreibt, um als CEO funktionsfähig zu sein?

In den USA hat «Lean In», das neue Buch der Facebook-Finanzchefin Sheryl Sandberg über Frauen, die Karriere machen wollen, die seit langem interessanteste, weil selbstkritische Debatte über Frauen und Karriere ausgelöst. Über das Thema Mutterschaftsurlaub hält sie sich nicht auf. Ob es vierzehn Wochen sind oder nur vierzehn Tage, müsse jede für sich entscheiden, sagt Sandberg, Frauen sind verschieden. Jeder Offiziersaspirant in der Schweiz absolvierte vierzehn Wochen am Stück, als ein militärischer Grad noch etwas zählte bei der Berufskarriere. Das ist eine Weile her. Seither haben wir E-Mail, Handys, Konferenzschaltungen und CEOs noch und noch, die sehr präsent sind, auch wenn sie eine Weile in den Ausstand treten.

Glaubt irgendjemand, dass eine stillende Mutter kein Konferenzgespräch abhalten kann, während ihr Baby schläft?

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man in einer fünfstündigen Wagner-Oper stricken? *Nicole Gallina*

Der «Opernführer» von Prof. Kurt Pahlen beantwortet diese Frage unmissverständlich: «Stricken ja – f***en nein». Aber vorsichtig: Es gibt strenggenommen gar keine Wagner-Oper, die fünf Stunden dauert. «Die Meisterstricker von Nürnberg» zum Beispiel dauern viereinhalb Stunden, und nur wenn man die Pausen dazurechnet, wird die Fünf-Stunden-Marke erreicht. «Strickfried» (der dritte Teil von «Der Strick des Nibelungen») dauert vier Stunden, «Der strickende Holländer» sogar nur deren zweieinhalb. Wenn Sie ungestört in der Oper stricken wollen, sollten Sie sich Karlheinz Stockhausens Werk «Licht» anschauen (respektive nicht anschauen), dieses würde 29 Stunden dauern, da würden Sie garantiert mit einem Paar Socken fertig. Bloss: Das Ding wurde noch nie am Stück aufgeführt.

Gion Mathias Cavelti

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Ich hatte das Glück, eine Mutter zu haben, die schon vor fünfzig Jahren ein eigenes Geschäft schmiss.» *Beatrix Kruger*

Grosses Stück Freiheit

Nr. 11 – «Schluss mit bescheiden»; *Beatrice Schlag* über Frauen und Ehrgeiz

Ich hatte das Glück, eine Mutter zu haben, die schon vor fünfzig Jahren ein eigenes Geschäft schmiss, die Familie ernährte und mich aufzog. Heute bin ich wie meine Mutter: selbständig und unabhängig! Vielleicht fehlt es den Frauen an Vorbildern in der eigenen Familie, aber der Kernpunkt bleibt, dass sich Frauen selber wenig wertschätzen! Sie verbiegen sich und passen sich zu sehr an. Frauen, seid eigenwillig und widerspenstig; es ist zwar ein anstrengender und einsamer Weg, aber am Ende locken ein grosses Stück Freiheit und das tolle Gefühl, sich selber treu zu sein.

Beatrix Kruger, Zürich

Abschätziger Blick auf das «dumme Volk»

Nr. 11 – «Hohes Suchtrisiko»; *Hans Rentsch* über direkte Demokratie

Hans Rentsch führt Studien an, nach denen die Entscheidungen der Stimmbürger oft von zu wenig Sachverstand getragen seien. Daran mag etwas sein. Die Delegation von vermeintlich «schwierigen» Themen (wer entscheidet übrigens, was schwierig ist?) an Expertengremien ist jedoch keine Alternative. Denn Experten haben keinen Gott-Status und begehen Fehlerurteile – wie das «gemeine Stimmvolk» auch. Eine mit besonderen Vollmachten versehene Gruppe stellt darüber hinaus immer ein Risiko für die Allgemeinheit dar und wirft Juvenals altes Problem auf: «Sed quis custodiet ipsos custodes?» (Wer aber bewacht die Bewacher?) Solche besonders bevollmächtigten Gruppen darf es daher nur temporär und nur mit Legitimation der Volksmehrheit geben. Es gilt der Grundsatz Benjamin Franklins: «In freien Gesellschaften sind die Regierenden die Diener, und die Bürger sind ihre Vorgesetzten; das Volk ist der Souverän.» Als Deutscher kenne ich den abschätzigen Blick meiner Landsleute auf das «dumme Volk», der noch aus Zeiten des Obrigkeitsstaates stammt: «Vox populi, vox Rindvieh» – und bin neidisch auf die Freiheit der Schweizer, in konkreten Sachfragen zügig mitbestimmen zu können.

Rüdiger Plantiko, Winterthur

Entlarvende Zahlen

Nr. 11 – «Kriminalstatistiken und ihre Reiniger»; Kolumne von *Christoph Mörgeli*

Was viele schon lange vermuten, kommt nun anhand der Statistiken an die Oberfläche. Die

Ausländer- und Asylpolitik ist ein Fiasko! Prompt kommen Linke und wollen Statistiken mit diskriminierendem (aus deren Sicht) Charakter verhindern, auf dass die Bürger weiterhin der Propaganda der Einzelfälle und Ausnahmen glauben. Aber Zahlen sind nun mal eben Zahlen. Und diese Zahlen entlarven die Realität. Es fragt sich nur, welches Übel das schlimmere ist – kriminelle Ausländer oder Politiker, die das Volk skrupellos belügen?

Frédéric-Marc Fluehmann, Dübendorf

«Swissness» im Fernsehen

Nr. 11 – «Bratwurst in der Festschütte»; Medienkolumne von *Kurt W. Zimmermann*

Die Auffassung, dass «The Voice of Switzerland» im provinziellen Mief versunken ist, kann ich wirklich nicht teilen. Im *Weltwoche*-Artikel «Swissness» wurden eben unsere Eigenheiten gepriesen. Schon aus diesem Grund sollte ein eingekauftes Format nicht unbedingt eins zu eins übernommen werden. Besser, das Format auf Swissness zu trimmen, mit eigenen Moderatoren, Jury und Stil. Wir können stolz sein auf diese Darstellung der Schweiz. Da wir uns ohnehin keine Chancen am Eurovision Song Contest ausrechnen dürfen – mit «The Voice» haben wir doch immerhin einige Schweizer Talente gefunden. Dank Marc Sway wurde sogar der rhetorische Unterhaltungswert auf hohem Niveau gehalten. Das Schweizer Fernsehen darf und muss schweizerisch bleiben! *Daniel Ryser, Bolligen*

Ich bin ein eifriger *Weltwoche*-Leser und freue mich jede Woche über die interessanten und gut recherchierten Beiträge. Wie sich nun aber Kurt W. Zimmermann in herablassender Art über die Sendung «The Voice of Switzerland» geäussert hat, fand ich völlig daneben. Mich haben die Jury sowie die Sängerinnen und Sänger vollständig überzeugt. Auf ein Jurymitglied wie Bohlen kann ich gut verzichten. *Jörg Schlegel, per E-Mail*

Herrliche Zeiten

Nr. 11 – «Trommler und Trompeter»; *Bernard Thurnheer* über Live-Kommentatoren

Herrlich, diese Analyse, der man nur zustimmen kann. Leider merkt dies niemand bei unserem Staatsfernsehen. Im Gegenteil werden immer mehr Anlässe mit immer mehr Reportern und sogenannten Fachleuten bestückt. Ebenso das unendliche Vor- und Nachgeplänkel. Waren das herrliche Zeiten, als eine Sport-

reportage mit dem Satz endete: «Ich gebe zurück ins Studio.» R. Lichtensteiger, per E-Mail

Maurer verfolgt einen konsequenten Kurs
Nr. 10 – «Einsamer Langläufer»; Markus Schär über Ueli Maurer

Ueli Maurer ist ein Mann mit Rückgrat; er sympathisiert mit einer schwächelnden Skination und trägt die offizielle Jacke von Swiss-Ski. Na und? US-Präsident Obama pitcht im Baseballcap und -shirt der White Sox, des Teams seiner Heimatstadt – völlig normal. Fakt ist, dass in der Schweiz das Sponsoring eine bedeutende Rolle spielt; ohne diesen Support würden viele Sportverbände, Klubteams und Anlässe nicht existieren. Die Schweiz ist leider keine Sportnation, obwohl wir uns immer heftig beklagen, wenn Erfolge ausbleiben. Aber etwas dagegen unternehmen? Fehlanzeige! Der Bundespräsident leistet viel und oft alleine; vorausschauend – für eine starke Schweiz! Für eine gesunde Armee, einen erfolgreichen Sport, für die eigene Fitness (Langlauf). Der Sport erhöht Durchhaltewillen, Disziplin, leistungsorientiertes Denken, Selbstwertgefühl. Mit Olympischen Spielen hätten wir im Sport und für die Gesellschaft einen Quantensprung realisieren können, nebst immensen Impulsen für den Tourismus und den Wirtschaftsstandort Schweiz und der dringend benötigten Imagekorrektur im Ausland! Visionäre sind per Definition der Zeit voraus und daher oft allein. Der Bundespräsident verfolgt einen konsequenten Kurs! Ein Segen in der heutigen Zeit, in der alle, mehr schlecht denn recht, Slalom fahren! Er bleibt seiner Loipe treu – Gott sei Dank.

Sven Zehnder, Küsnacht

Pauschal und oberflächlich

Nr. 9 – «Als Ingenieur tut mir das weh»; Interview mit ETH-Professor Anton Gunzinger

Mehrere Aussagen sind erstaunlich pauschal und oberflächlich. Zu den Sonnenkollektoren: «Wir brauchen rund 100 Quadratkilometer»,

und: «Die gesamte Gebäudefläche in der Schweiz beträgt 400 km².» Man braucht also nur einen Viertel davon. Aber wie viele Dächer eignen sich dazu? Stichwort Besonnenung. Und was kosten 100 km², aufgeteilt auf Hunderttausende von Einzelanlagen? «Und ab 2018 brauchen wir ein Smart Grid.» Das werden wir grossflächig nicht haben. Viele Elektrizitätswerke sind skeptisch; zwar gibt es Testläufe. Planung und Ausführung von Hunderttausenden von Gebäuden und einigen Leitzentralen brauchen viel Zeit. Zuerst gibt es ein Datenerfassungssystem, um den aktuellen Stromverbrauch, und bei Solaranlagen die Einspeisung, zu erfassen. Später würden einige Verbrauchsanlagen während Zeiten knapper Versorgung blockiert, zum Beispiel Waschmaschinen und Tumbler, die aber entsprechend ausgerüstet sein müssen. Damit liesse sich die Verbrauchskurve etwas glätten, mehr nicht. Werden die Verbraucher das akzeptieren?

Atomtechnologie: «Der Preis für Atomstrom liegt bei 16 bis 17 Rappen» (pro kWh, inklusive Netzkosten). Das ist richtig. Aber Solarstrom kostet noch wesentlich mehr. «Wenn Sie den eigenen Strom brauchen dürfen, kommen Sie schnell unter diesen Wert.» Bei energieautonomen Gebäuden braucht es Batterien, die den Strom verteuern. Stromautonomie ist unrealistisch (Schlechtwetterperioden, Winterproblem). Es braucht also das Netz. Peter Schaltegger, Zumikon

Breitseite der besonderen Art

Nr. 9 – «Argumente statt Polemik»; Essay von Patrik Schellenbauer

Als Replik auf ein Essay des Zuger Bildungsleiters Stephan Schleiss zu den Stärken der dualen Berufsbildung fühlt sich ein Projektleiter von Avenir Suisse bemüssigt, gegen den Schweizerischen Gewerbeverband (SGV) eine Breitseite der besonderen Art abzufeuern. Keck wird zunächst dem Regierungsrat untergeschoben, er kolportiere Falschbehauptungen

des SGV. Ein Narr, der glaubt, ein Regierungsrat könne sich kein eigenes und unabhängiges Urteil bilden.

Sodann wird unter Bezugnahme auf eine Kolumne von Rudolf Strahm in der *Gewerbezeitung* eine reichlich wirre Argumentation entwickelt, die im Vorwurf der «Unterstellungen und Verschwörungstheorien» gipfelt. Tatsache ist, dass unsere Kolumnisten ausschliesslich mit ihrem eigenen Namen zeichnen, mit dem SGV hat dies nichts zu tun.

In der Sache selber ist festzustellen, dass die Stärke der dualen Berufsbildung dank der Praktiker aus den Unternehmungen in der Arbeitsmarktfähigkeit liegt. Da erscheint das Selbstverständnis von Avenir Suisse reichlich obskur in Aussagen wie, «die Berufslehre weiterzudenken», «die Berufslehre dürfe nicht verabsolutiert werden». Wenig erstaunlich ist der Dauerladenhüter, die Lehrberufe müssten nach dem Vorbild des Polymechanikers zusammengesetzt werden. Genau dieses Beispiel zeigt, dass betroffene Branchen eigenständig die Gesamtzusammenhänge erkennen und notwendige Schritte umsetzen – längst bevor die Denk-Waschküche überhaupt zu dampfen begonnen hat.

Hans-Ulrich Bigler, Direktor Schweizerischer Gewerbeverband

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



ARVI SA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

UNSERE ERFOLGREICHSTEN WEINE AUS SPANIEN



ROBERT PARKER 95

UNICO
Vega Sicilia 2003

CHF 253.80



ROBERT PARKER 92-94

ALION
Vega Sicilia 2008

CHF 50.75



ROBERT PARKER 92-94

AALTO
Aalto 2010

CHF 34.55

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

HIGHLIGHTS DER WOCHE



ROBERT PARKER 92

Dignus - Bodegas Viña Magaña 2007

CHF 14.05



Lalama - Dominio do Bibei 2008

CHF 17.30



Tinto Crianza - Pesquera - Alejandro Fernandez 2009

CHF 18.90



ROBERT PARKER 91

Astrales - Los Astrales 2009

CHF 27.00



ROBERT PARKER 93

Numanthia - Numanthia 2008

CHF 38.90



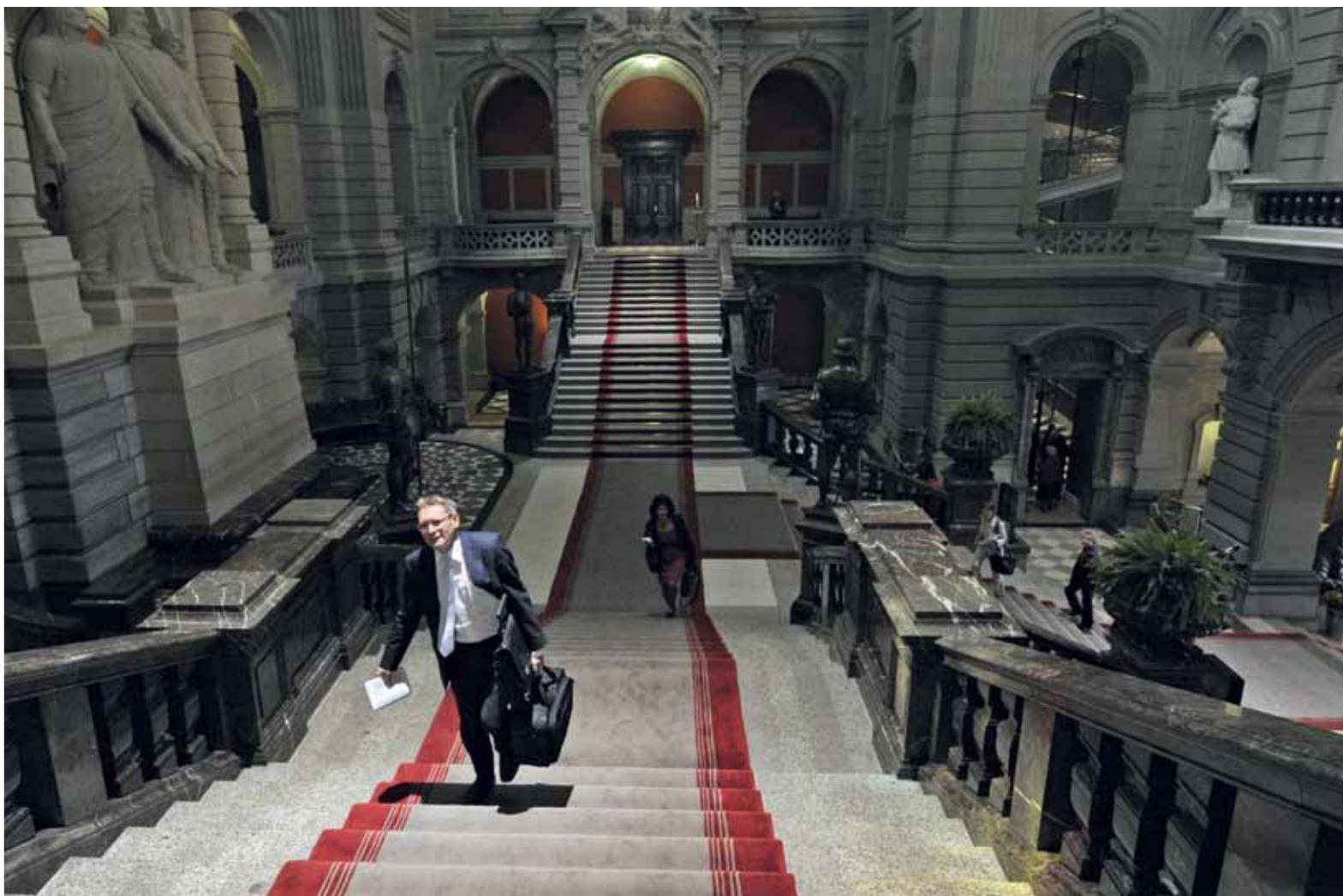
PS - Aalto 2010

CHF 84.25

Wille, Wind und Wendung

Pirmin Bischof, Star und Topkandidat für jedes Parteiamt, hat alles, was der typische CVPLer heute braucht: die passende Meinung zur passenden Zeit am passenden Ort.

Von Urs Paul Engeler



Maximal breite Palette von Gelegenheiten: CVP-Ständerat Bischof im Bundeshaus.

Gibt es, kleine Scherzfrage im Bundeshaus, einen Unterschied zwischen dem SRF-Meteo-Bucheli und dem CVP-Bischof? Ja. Beide reden ohne Unterbruch, sobald und solange die Mikrofone und Kameras laufen. Doch Wissenschaftler Thomas Bucheli sagt das Wetter voraus, Politiker Pirmin Bischof handelt danach.

Eine parteiinterne Lustigkeit mit etwas Inhalt: Der Abgeordnete aus Solothurn ist nicht nur dauerpräsent auf allen Kanälen, die er sucht und beliefert; er nutzt auch immer die aktuell wehenden Lüftchen, energiepolitisch, finanzpolitisch, wirtschaftspolitisch, überhaupt. Inert fünf Jahren hat er als National- und neu als Ständerat sich in der schlingernden Partei in eine Position gearbeitet (oder gedrängelt, wie ältere CVP-Leute murren), an der niemand mehr vorbeikommt. «Was immer der Pirmin Bischof werden will», schildert ein CVP-Funktionär Lage und Aussichten, «er bekommt den Posten.»

In naher und mittlerer Zukunft müssen die Christlichdemokraten respektive Liberal-Sozialen, wie sie sich modischer nennen, ihre Spitzenposten neu besetzen. Auf Herbst dieses Jahres hat der Freiburger Urs Schwaller seine Demission als Fraktionschef angekündigt. Spätestens im Verlauf des Jahres 2015 wird die chaotisch-ruinöse Ära mit Parteipräsident Christophe Darbellay Geschichte sein; seine Amtszeit als Walliser Nationalrat ist auf zwölf Jahre beschränkt und läuft aus. Und wie die *Neue Luzerner Zeitung* mit Verweis auf eine offenbar ganz zuverlässige Berner Quelle kürzlich schrieb, soll Bundesrätin Doris Leuthard ebenfalls auf Ende 2015 zurücktreten, um als dannzumal 52-jährige nach neun Amtsjahren «etwas Neues» zu beginnen.

Dass der 54-jährige Bischof, der kleine Mann mit den ausfahrbaren Ellenbogen und dem kräftigen Mundwerk, in jedem Spiegel den künftigen CVP-Bundesrat sieht, ist allen klar

in der Partei, die befragt werden. Gerätselt wird nur, ob er vor den höchsten Weihen noch einen Zwischenschritt einschalten und, um Führungspraxis vorweisen zu können, Fraktion oder Partei leiten will. Oder ob er diese Ämter eher als Hindernisse auf dem geraden Weg nach ganz oben betrachtet.

Von Umkehr keine Rede

Der Topkandidat hält sich bedeckt. Nichts von alledem sei bis jetzt andiskutiert worden. Das Fraktionspräsidium, «eine interessante Position, die ich mir vorstellen könnte», stellte ihn als freiberuflichen Anwalt vor zeitliche Probleme. Und die Nachfolge Darbellays sei «noch viel, viel weiter weg». Absehbar ist aber, dass es in beiden Funktionen derzeit politisch nichts zu gewinnen gibt.

Kanton Appenzell Innerrhoden: 72,9 Prozent! Das waren früher die Wähleranteile der

dort dominierenden CVP. Am 3. März 2013 bedeutete diese Zahl die Quote der Ablehnung des zentralistischen Familienartikels, den ebendiese Partei in die Bundesverfassung schreiben wollte. «Eine Katastrophe», ereifert sich ein früherer Nationalrat, der das Projekt widerwillig, aber brav unterstützt hat. Tatsächlich hat die CVP nicht einfach eine Niederlage erlitten, die eine Allianz starker Gegner ihr zugefügt hat. Es war viel schlimmer; die eigenen traditionell Bern-kritischen Stamm-lande von Uri bis Appenzell wollten nichts wissen von einer staatlich gelenkten Familien- und Kinderpolitik. Was weit oben eingebrockt wird, wird unten nicht goutiert, weggeschüttet.

Viel zu denken gab das Debakel den CVP-Köpfen nicht. An der Sitzung des Parteipräsidiums am Tag danach nahm man die Ohrfeige zur Kenntnis wie irgendein ärgerliches Fussballresultat. Von einer Umkehr war keine Rede, im Gegenteil. Die Leitung sucht nach Argumenten und Wegen, um die Familieninitiative der SVP zu bekämpfen. Das Begehren verlangt, dass die Steuerabzüge für die Eigenbetreuung von Kindern gleich hoch sein sollen wie die Rabatte für die Betreuung in Krippen. Damit liegt die SVP exakt auf der Linie der CVP-Basis. Gleichwohl (oder darum) hat die St. Galler Nationalrätin Lucrezia Meier-Schatz ein umfangreiches Papier angefertigt, um, getragen vom starken linken Flügel der Fraktion, ein Nein zu dieser SVP-Offensive zu rechtfertigen und zu erzwingen. Konsequenter kann man sich nicht von der Wählerschaft verabschieden.

Die Fraktion ist heillos zerstritten

Die Partei stolpert, wie kürzlich in Bischofs Solothurn und in Darbellays Wallis, von einer Niederlage zum nächsten Sitzverlust. Die Fraktion im Bundeshaus ist heillos zerstritten. Präsident Schwaller, nach seiner gescheiterten Bundesratskandidatur verbittert und geschwächt, zieht nach links; in der Asylfrage jedoch obsiegte intern der von Gerhard Pfister (ZG) angeführte rechte Flügel. Als Racheaktion hat Schwaller die stramm links agierende Brigerin Viola Amherd, ein kommunikatives Eigentor für die Gruppe, mit einem Coup zur Vizechefin gemacht.

«Der Bischof ist einer, der diese Querelen überbrücken könnte», meint ein altgedienter CVP-Mann. Der Solothurner, der 2007 nach mehreren Anläufen mit der Hilfe der EVP endlich gewählt wurde, startete als wirtschafts-freundlich-liberaler Nationalrat und rutschte, Session für Session, mit dem medialen Mainstream tiefer ins etatistische Lager. Er ist nicht klar einzuordnen und kann, «Arena»-tauglich lautstark, alle Positionen überzeugend besetzen. So machte der Schnellsprecher in Bern rascher Karriere als in der Heimat, wo man ihn besser kennt.

Bischof kokettiert mit seiner Herkunft aus sehr einfachen Verhältnissen. Die Realität war

weniger dramatisch. Der Vater arbeitete als technischer Angestellter im freisinnig geführten Baudepartement; Aus parteipolitischen Gründen, so klagt der Filius, habe dieser nicht aufsteigen können. Nach der Kantonsschule studierte der Strebsame in Bern Jura. Dann gelang es ihm, einen Platz für eine Zusatzausbildung an der Harvard University zu ergattern (mit dem Hinweis, dass auch Barack Obama dort studiert habe, konnte Bischof eine weitere *Blick*-Schlagzeile generieren). Er erlangte die Zulassung als Anwalt in den USA und in der Schweiz. In wichtige Ämter puschte ihn sein Förderer, CVP-Regierungsrat Alfred Rötheli. Dieser machte 1992 den damals 33-jährigen Juristen ohne jede ökonomische und Führungs-

Er ist nicht klar einzuordnen und kann, «Arena»-tauglich, alle Positionen überzeugend besetzen.

erfahrung gleich zum Vizepräsidenten und Mitglied des Führungsausschusses der Solothurner Kantonalbank.

Zwei Jahre später war die verfilzte Staatsbank am Ende, eine Katastrophe für den Kanton. 369 Millionen Franken (ohne Zinsen) kostete die Pleite die Steuerzahler; den Staatsangestellten wurden die Löhne gekürzt; unzählige Private und Gewerbler mussten Guthaben in den Kamin schreiben. Nur dank des Goldsegens aus der Nationalbank konnte der Schaden in Grenzen gehalten werden. Fünfzehn Jahre lang litt Solothurn an seiner Sanierung.

Mitten im Desaster agierte Dr. iur. Pirmin Josef Bischof, der heute zur UBS, zur Bankführung generell, zum effizienten Controlling, zum wirksamen Einleger- und Aktionärsschutz, zu Manager- und Verwaltungsratslöhnen, zu Boni-Steuern oder, ganz grundsätzlich, zum ethisch-christlich korrekten Geschäften jederzeit ultimative Belehrungen absondert. – «Ich begreife nicht, dass er sich nach seiner Vorgeschichte derart ungeniert als Bankenexperte aufspielt», sagt alt SP-Nationalrat Boris Banga. Als Präsident einer parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK) hatte Banga den Konkurs der Bank akribisch untersucht. Andere Solothurner reden von einer «Frechheit» oder von einer «Verlängerung des Skandals».

Versagen wird zur Kernkompetenz

Der selbstsichere Bischof präsentiert stets die gleichen Entschuldigungen. Erstens: Er habe Schlimmeres verhütet. Zweitens: Er habe gegen den Zukauf der angeschlagenen Bank in Kriegsetten (BiK) opponiert, der die Kantonalbank endgültig zerstörte. Drittens: Diese Erfahrung habe ihm eben gezeigt, dass die staatliche Kontrolle der Banken verstärkt werden müsse. Mit dieser Spitzkehre versucht er, sein Versagen in eine Kernkompetenz zu verwandeln.

Der nur noch schwer greifbare PUK-Bericht von 1995 und die Analyse des Sanierers Werner E. Flückiger in Buchform («Chronologie eines Zusammenbruchs») widerlegen die Ausflüchte. Bischof selbst hatte mit einem «letter of intent» die verhängnisvolle Akquisition der BiK eingeleitet. Laut PUK-Bericht erklärte Bischof noch Anfang 1994, als die Bank bereits sank, frohgemut: «Man kann nicht sagen, man habe eine marode Bank.» Im Gegenteil, das Institut sei «gesund»; mit vier Fünftel der Kundenbeziehungen lasse sich Geld verdienen. «Im verbleibenden, als schlecht beurteilten 1/5 liegt das Risiko und die Chance.» Mit dem guten Teil sei «rasch wieder eine Gewinnablieferung möglich».

Flückigers Urteil ist eindeutig. «Durch die strikte Befolgung der einschlägigen Geschäfts- und Führungsprinzipien, festgehalten in unzähligen Schriften und Lehrbücher und immer wieder dargelegt und erläutert in Seminaren und Fachtagungen, hätte das Unglück wohl vermieden werden können.» Kurz: Die Pleite der Bank entsprang nicht einem strukturellen Manko, sondern dem individuellen Unvermögen respektive dem Grössenwahn der Bankoberen, die sich zu nationalen Playern aufschwingen wollten. Heute lehrt der katholische und altphilologisch gebildete Vize Bischof: «Gier ist eine Todsünde!» Oder: «Masslosigkeit und Überheblichkeit wurden schon in der griechischen Welt als «Hybris» von den Göttern bestraft!»

Die zivilrechtliche Auseinandersetzung um den Bankrott endete in einem Vergleich. Die Verantwortlichen der Bank willigten ein, sich mit insgesamt 2,5 Millionen Franken an der Begrenzung des Schadens zu beteiligen. Laut Insidern, die versichern, die Dokumente gesehen zu haben, hatte Vizepräsident Bischof dazu 120 000 Franken beizusteuern. Er selbst dementiert immer wieder: «Ich hätte mir das nicht leisten können.» Dass er als Einziger ungeschoren davongekommen ist, tönt indes unwahrscheinlich. Möglicherweise haben Dritte für den Newcomer gezahlt.

«Wissen Sie, wenn einer andere Ansichten hat als ich und andere Interessen vertritt, dann habe ich damit keine Mühe», sagt Walter Wobmann, SVP-Nationalrat aus dem Kanton Solothurn. «Ändert aber einer dauernd seine Meinung, dann finde ich das übel.» Den Beleg liefert Wobmann mit Episoden aus dem bürgerlichen Ständerats-Dreikampf von 2011, den Bischof, Wobmann und Kurt Fluri (FDP) ausfochten: «Im Hearing des Gewerbeverbandes wurden wir gefragt: «Steuersenkungen, ja oder nein?» Fluri sagte nein, Wobmann sagte ja, Bischof sagte ja. Zwei Wochen später die gleiche Frage bei einer Debatte vor einem jung-alternativen Publikum in der «Kulturfabrik Kofmehl» in Solothurn: Fluri sagte wieder nein, Wobmann sagte wieder ja. Bischof sagte jetzt – nein.» >>>



Konsequenter kann man sich nicht von der Wählerschaft verabschieden: CVP-Präsident Darbellay, Bundesrätin Leuthard, Fraktionschef Schwaller.

Gleichwohl feierte der Gewerbeverband die Wahl des Wendigen als Erfolg: «Ziel erreicht.» Dass der gleiche «Gewerbepolitiker» auch Geld als Sekretär des Staatspersonalverbandes verdient und dort die linken, gewerkschaftlichen Forderungen nach mehr Staat und mehr Lohn plus Arbeitsplatzsicherheit für die Beamten vertritt, scheint in Solothurn niemanden zu wundern.

Atomaussteiger mit Atom-Mandaten

Seine diversen energiepolitischen Hüte trägt der Star, der nebenbei auch im Gemeinderat, der Exekutive seiner Stadt, sitzt, ebenfalls ohne hörbare Kritik. Bischof bezieht als Verwaltungsrat der Kernkraftwerk Gösgen-Däniken AG und des regionalen Stromverteilers EAK AG einige zehntausend Franken Honorar – und hat sich 2011 nach Fukushima instinktsicher auf die Seite der Atomaussteiger geschlagen, ohne allerdings die lukrativen Atommandate niederzulegen. Als maskierter Fasnachtler der Gruppe mit dem schönen Namen «Stedtli Chiisser» wiederum verhöhnt er die «zertifizierten Wendehälse der Energiewende». Und «d Doris», die Energiewendeministerin und erste Frau seiner CVP, besang er im Refrain gar als «Lady Gaga»!

Als Finanzexperte will er hart bleiben. Besuche in Singapur und Luxemburg hätten ihn ermutigt, sich gegen Forderungen des verschuldeten Auslands an den Bankenplatz entschiedener zu wehren und die Privatsphäre der Bürger besser zu schützen: «Nur internationale Standards, die wirklich gelten, dürfen noch akzeptiert werden.» In diesem Sinne hat er sich im Rat eben gegen die Finanzministerin durchgesetzt, die nun eine langfristig operierende Task-Force mit Vertretern der Bran-

che einsetzen muss. Ebenso will er die von ihr beantragte Beschränkung des Bargeldverkehrs auf 100 000 Franken und die Wertung von blossen Steuerdelikten als Vortaten zur Geldwäscherei bekämpfen: «Geldwäscherei wird sonst zum blossen Vehikel degradiert, Steuern einzutreiben.»

Wirtschaftlich ist die Bilanz des alleinstehenden Wirtschaftspolitikers, der privat «vier Götti-Kinder» vorweist und früher eine eher kurze Beziehung zu einer SP-Kantonsrätin und Anwältin unterhielt, nicht eben berauschend. 1996, genau zwei Jahre nach dem Banken-Crash, gründete der Mitschuldige ausgerechnet eine «Schutzgemeinschaft Investoren Schweiz (SIS)», die versprach, die Interessen

Solche Widersprüche müssten jeden ernsthaften Menschen in unlösbare Konflikte stürzen.

von institutionellen und Kleinanlegern zu vertreten und sich «für Schaffung und Einhaltung fairer Spielregeln auf dem Finanzplatz» einzusetzen. Nachdem eine öffentliche Mahnfrist des Handelsregisteramtes samt Bussenandrohung (!) «fruchtlos abgelaufen» war, musste Bischofs mittlerweile sogar domizillos Gebilde im Dezember 2012 peinlicherweise «von Amtes wegen als aufgelöst erklärt» werden.

Aus einem andern Engagement hat er sich noch rechtzeitig verabschiedet. Im Jahr 1992 trat er in die Peter Sollberger AG («Handel mit Waren aller Art, insbesondere Garten-, Hobby- und Freizeitartikel») ein, die ihren juristischen Sitz zeitweise in seiner Anwaltskanzlei hatte. Die Geschäfte liefen schlecht.

Die von Bischof eingefädelt Fusion mit einer andern Firma brachte keine Rettung. Am 24. Mai 2007, kurz vor dem Beginn des Wahlkampfes, sprang der Nationalratskandidat vom schief liegenden Schiff. Mitte August musste die später liquidierte AG um Nachlassstundung ersuchen.

Der Überlebenskünstler holte sich die definitive Absolution mit der Wahl in den Ständerat. Keck, wie er sich gibt, schreibt er den historischen Erfolg nicht etwa seiner Partei zu, sondern sich selbst: «Nicht unwichtig war wohl auch, dass ich in den letzten vier Jahren eine gewisse nationale Medienpräsenz erreicht und mich persönlich während des über viermonatigen Wahlkampfes voll engagiert und meinem eher extrovertierten und fröhlichen Temperament treu geblieben bin.» In einer Plaudersendung des Solothurner Regionalfunks «SO-Talk» erklärte er, seine Wahl und die Niederlage der FDP hätten weniger mit den Parteien zu tun als mit seiner überzeugenden Persönlichkeit (die, so durften die Zuschauer folgern, dem FDP-Mann Kurt Fluri eben gefehlt habe).

Atom-Verwaltungsrat und Energiewendler, Bankenkonzernit und Bankenratgeber, Gewerbler und Gewerkschafter, Steuersenker und Steuertreiber, Ämterkumulation und Moralpredigt – solche Widersprüche müssten jeden ernsthaften Menschen in unlösbare, lähmende Konflikte stürzen. Für Pirmin Bischof bedeuten sie die maximal breite Palette von Gelegenheiten, sich querbeet beliebt zu machen. Damit repräsentiert er die heutige CVP geradezu idealtypisch.

«Die Ersten durchschauen seine Masche», knurrt ein konservativer Alt-CVP-Nationalrat. «Er wird's», erklärt dagegen ein Aktiver. ○

Sicher ist nur die Staatsgarantie

1,3 Milliarden Franken Verlust, Finanzbedarf in dreistelliger Millionenhöhe, öffentlich ausgetragene Differenzen unter den Eigentümern, Personalabbau und eine Chefin im Mutterschaftsurlaub: Das ist der Stromkonzern Alpiq. Die Verantwortlichen sitzen in der Politik. *Von Florian Schwab*

Am 12. März gab Alpiq für das Jahr 2012 ein Minus von 1,3 Milliarden Franken bekannt. Im Vorjahr betrug es 1,6 Milliarden. Doch die Verluste lösen in der Öffentlichkeit nur ein Schulterzucken aus. Das erstaunt, weil Alpiq zu einem guten Teil der öffentlichen Hand gehört.

Der Konzern entstand 2008 aus einer Fusion zwischen Atel als Elektrizitätsversorger der Nordwestschweizer Kantone und den welschen Kantons- und Stadtwerken der EOS-Gruppe. An der neuen Firma beteiligte sich der französische Staatsmonopolist Electricité de France (EdF) mit 25 Prozent. Damals war eine Alpiq-Aktie 540 Franken wert. Vier Jahre später sind es noch 115 Franken. Während Konkurrent Axpo 2012 in die Gewinnzone zurückgekehrt ist, schreibt Alpiq tiefrote Zahlen.

Mitte 2011 demissionierte der Tessiner Alpiq-Chef Giovanni Leonardi. Auf ihn folgte nach einer Interimsphase Jasmin Staiblin, die sich Anfang Mai in den Mutterschaftsurlaub verabschiedet. Von den Verwaltungsräten hat ausser den drei EdF-Vertretern und dem starken Präsidenten Hans E. Schweickardt, einem ehemaligen EOS-Mann, kaum jemand Erfahrung in der Elektrizitätswirtschaft. Der mit sechzehn Mitgliedern gut dimensionierte Verwaltungsrat besteht zur Hälfte aus Kantons- und Stadt-Honoratioren, vor allem aus der Westschweiz. Nach Informationen der *Handelszeitung* haben diese EOS-Vertreter in einer Allianz mit EdF regelrecht die Kontrolle übernommen.

Spricht man mit Branchenkennern, dann wird klar, dass nicht alle Probleme hausgemacht sind. Die Energiewende habe die Pläne von Alpiq zu Makulatur werden lassen, darunter auch jenen für ein neues Kernkraftwerk im Kanton Solothurn. Der Zerfall des Strompreises an den Terminbörsen habe branchenweit auf die Renditen geschlagen. Selbst das traditionell rentable Geschäft mit den Pumpspeicherkraftwerken sei unberechenbar geworden, weil die erneuerbaren Energien unplanbar Strom ins Netz einspeisen. Gaskombikraftwerke seien in Mitteleuropa «tendenziell unrentabel» geworden, sagt der auf die Energiewirtschaft spezialisierte Berater Jörg Fromme aus Essen, Deutschland.

Matthias Fawer, Analyst der Bank Sarasin, sieht das Hauptproblem aller drei Schweizer Energieriesen darin, dass sie ein schwerfälliges und teures Portfolio aus der Zeit von vor der Energiewende mit sich herumschleppen. Ein solches hatte EOS in die Alpiq-Fusion eingebracht und dafür 1,8 Milliarden erhalten.

Anstatt die welschen Kraftwerke mit Alpiq-Aktien abzugelten, floss bares Geld. Heute müssen ehemalige EOS-Beteiligungen unter dem Buchwert veräussert werden, was das finanzielle Ergebnis des Konzerns verhägelt.

Das damals so freigebig gesprochene Geld würde dringend gebraucht, denn am Markt kann Alpiq kaum noch frisches Kapital beschaffen. Der verschuldete Konzern braucht gemäss Medienberichten knapp eine Milliarde Franken, um notwendige Investitionen zu tätigen. Doch EdF als einer der wichtigsten Eigentümer will kein Geld mehr geben.

In die Bresche springen die restlichen Eigentümer. Beispielsweise der Kanton Solothurn, der 5,6 Prozent an Alpiq hält. Er will 50 Millionen beitragen. Der Kredit ist in der Solothurner Kantonalpolitik völlig unumstritten.

Als Rechtfertigung dient die Tatsache, dass etliche Alpiq-Aktivitäten am ehemaligen Atel-Standort Olten weitergeführt werden. Bei der Fusion hatte der Solothurner Finanzdirektor Christian Wanner (FDP), der zwischen 1999 und 2008 dem Atel-Verwaltungsrat angehörte und seither als Schweickardts Vize und «Lead Director» bei Alpiq amtiert, noch Steuereinahmen in Aussicht gestellt: Es sei schriftlich vereinbart, «dass der Anteil des Kantons Solothurn und der Stadt Olten am Steueraufkommen nicht geschmälert» wird. Heute stellt sich

die Frage: welches Steuerabkommen? Wann gibt sich schmallippig: «Diese Frage kann ich mit Hinweis auf das Steuergeheimnis nicht beantworten.»

Sichere Staatsgarantie

Auch von einer Machtübernahme der Romands will Wanner nichts gemerkt haben. Es sei «normal und vielmehr anzustreben, dass nach einer Fusion sich eine Unternehmung selbstständig weiterentwickelt». Demzufolge sei er der ganz klaren Überzeugung, dass die Fusion auch aus heutiger Sicht richtig sei.

Ein damals am Zusammenschluss beteiligter Atel-Spitzenmanager sieht es etwas anders: Die Alpiq-Gründung sei in einer allgemeinen Euphorie erfolgt, als man noch von hohen Einnahmen aus der Kernkraft und den ausländischen Beteiligungen ausgehen konnte. Heute müsse man sich durchaus die Frage stellen, ob die in der damaligen Ausgangslage getroffene Entscheidung noch tragfähig sei.

Solche Gedanken sind Wanner fremd: «Ich habe Vertrauen in die Geschäftsleitung, dass sie die Chancen nutzen wird, welche das heutige Stromgeschäft nach wie vor bietet.» Von allen geschäftlichen Grundlagen bei Alpiq scheint die Staatsgarantie die sicherste: Im Notfall steht der Steuerzahler mit Krediten für sie ein. ○



Tiefrote Zahlen: Alpiq-Chefin Staiblin, VR-Präsident Schweickardt (l.).



«Fremdenfeindliche Emotionen»: SP-Nationalrätin Schenker.



Das neue Gesetz wird auch Erleichterungen bringen.

Im Zweifel für den Pass

Der Nationalrat regelt Einbürgerungen neu. Die Linke spricht von «Bürgerrechtsverweigerung». Doch von einer generellen Verschärfung kann keine Rede sein. Das neue Gesetz werde nicht verhindern, dass fragwürdige Kandidaten eingebürgert würden, sagen Praktiker aus den Gemeinden. *Von Lucien Scherrer*

Als der Nationalrat am letzten Mittwoch ein neues Einbürgerungsgesetz verabschiedete, sparte die Linke nicht mit Kritik. Eine «Bürgerrechtsverweigerung» sei das, sagte SP-Nationalrätin Silvia Schenker (SP, Basel), geleitet von «fremdenfeindlichen Emotionen». In der Presse war einhellig von einer «Verschärfung» die Rede. So klagte die *Berner Zeitung*, dass die «ohne schon hohen Hürden» weiter erhöht worden seien, und Ringier-Mann Hannes Britschgi forderte, der Ständerat müsse das «Abschottungsgesetz» korrigieren.

Tatsächlich will der Nationalrat die Schraube teilweise anziehen. So brauchen Antragsteller künftig eine Niederlassungsbewilligung. Damit wird vorläufig aufgenommenen Asylbewerbern die Möglichkeit genommen, sich über eine Einbürgerung das Bleiberecht zu sichern. Jugendlichen wird die Aufenthaltsdauer zwischen dem zehnten und zwanzigsten Lebensjahr zudem nicht mehr doppelt angerechnet. Neu müssen alle Antragsteller zehn Jahre in der Schweiz gelebt haben, bevor sie einen Antrag stellen können.

Doch das neue Gesetz wird, sofern es unbeschadet durch den Ständerat und allenfalls durch eine Volksabstimmung kommt, auch gewisse Erleichterungen bringen – die Wohnsitzfrist wird auf zehn Jahre gesenkt, und die

kantonale Fristen sollen maximal fünf Jahre betragen. Von «Bürgerrechtsverweigerung» kann aber auch sonst keine Rede sein.

«Sinngemäss integriert»

Ein Grund dafür ist, dass der Nationalrat ausländischen Ehepartnern von Schweizern weiterhin das Recht auf eine erleichterte Einbürgerung gewähren will – sofern sie seit fünf Jahren im Land wohnen und die Ehe (offiziell) drei Jahre gehalten hat. «Die erleichterte Einbürgerung ist vielfach ein Anreiz für Scheinehen», sagt der Bündner SVP-Nationalrat Heinz Brand, der die Revision des Einbürgerungsgesetzes wieder ins Rollen gebracht hat. Mit dem Resultat ist er nur halbwegs zufrieden, da die Staatspolitische Kommission dem Antrag seiner Fraktion, die erleichterte Einbürgerung abzuschaffen, nicht gefolgt ist. «Unsere Etappenziele haben wir erreicht», sagt er, «aber ich hoffe, dass der Ständerat in diesem Punkt nachbessert.»

Die Missbrauchsfälle gehen laut Brand in die Hunderte. So kam just während der Nationalratssession der Fall eines Türken ans Licht, der sich 1995 über eine Scheinehe das Bürgerrecht erschlichen hatte – und später drei unehelichen Töchtern zum Schweizer Pass verhalf, die er in der Türkei vor und nach seiner Einbürgerung gezeugt hatte (*Welt-*

woche Nr. 11/13). Das Bundesgericht hat die Staatsbürgerschaft der ältesten Tochter kürzlich aberkannt, weil der Vater bei der Zeugung noch kein Schweizer war. Die jüngeren Töchter betrachtet es dagegen als «sinngemäss integriert», obwohl sie noch nie einen Fuss in die Schweiz gesetzt haben. Es reicht, dass sie regelmässigen Kontakt mit ihrem Vater pflegen.

Der Fall ist symptomatisch für die «Verrechtlichung des Einbürgerungsverfahrens», wie es der ehemalige Bundesrichter Martin Schubarth nennt. Den Ursprung dieses Phänomens ortet Schubarth im «Fall Emmen»: Im März 2000 verweigerte die Gemeindeversammlung des Luzerner Vororts allen Kandidaten aus Ex-Jugoslawien den Schweizer Pass. Das Bundesgericht hob den Entscheid 2003 auf, weil er diskriminierend sei. Mit dem traditionellen Recht der Gemeinden, selbständig über Bürgerrechtsgesuche zu entscheiden, war es damit vorbei. «Früher war eine Einbürgerung ein Ermessensakt der Gemeinde», sagt Schubarth, «heute hat sie kaum noch Spielraum.»

Hinter der Verrechtlichung steckt die Absicht, die Gesuchsteller vor Willkür und Diskriminierung zu schützen. Die Kehrseite dieser Medaille ist, dass der rote Pass zu einer Art Menschenrecht geworden ist, das nur

verweigert werden kann, wenn gewisse Minimalstandards nicht erfüllt werden.

Nach dem neuen Bürgerrechtsgesetz gilt als einbürgerungsreif, wer die öffentliche Sicherheit und Ordnung «beachtet», die Bundesverfassung «respektiert», am Wirtschaftsleben «teilnimmt» und sich in einer Landessprache in Wort und Schrift «gut verständigen» kann. Das ist klarer formuliert als im aktuellen Gesetz. Doch die heutige Praxis zeigt, wie leicht sich solche Vorgaben dank des Primats der Justiz erfüllen lassen – auch gegen den Willen der Bürger.

«Im Zweifelsfall für die Gesuchsteller»

Für die «Respektierung der Rechtsordnung», wie es im aktuellen Bürgerrechtsgesetz heisst, reicht heute ein leeres Strafregister. Doch das ist ein zweifelhafter Massstab, weil Einträge nach zehn Jahren gelöscht werden. Die Aargauer Gemeinde Spreitenbach musste kürzlich einen 33-jährigen Kosovaren einbürgern, der zwischen 2001 und 2003 mehrere Haftstrafen kassierte – wegen Diebstahls, Hehlerei, Sachbeschädigung und grober Verletzung der Verkehrsregeln. Auf Antrag der SVP weigerte sich das Kantonsparlament jedoch, den Entscheid abzusegnen. Stattdessen hat es die Justizkommission kürzlich angewiesen, den Fall nochmals unter die Lupe zu nehmen.

«Wir finden es falsch, jemanden einzu- bürgern, der derart viel auf dem Kerbholz hat», sagt SVP-Grossrat Gregor Biffiger, «damit signalisiert man, dass das Bürgerrecht einfach zu haben ist, egal, wie man sich verhält.» Juristisch, das ist Biffiger bewusst, wird ein negativer Entscheid kaum durchzusetzen sein: Der Eintrag im Strafregister ist gelöscht, und der Kosovare beteuert, dass er heute ein braver Bürger sei. Ein solcher Fall wäre auch möglich, wenn das neue Bürgerrechtsgesetz angenommen wird. Denn ausschlaggebend dafür, ob jemand die öffentliche Sicherheit und Ordnung «beachtet», wird weiterhin der Auszug aus dem Strafregister sein – und was nach zehn Jahren gelöscht wird, bleibt für Gemeindebehörden unsichtbar.

Gemeindebehörden, die nicht jeden durchwinken, ist die Verrechtlichung schon lange ein Dorn im Auge, wie ein Besuch im solothurnischen Grenchen zeigt – einer Kleinstadt mit 16 000 Einwohnern, von denen jeder dritte keinen Schweizer Pass hat. «Das Einbürgerungsverfahren ist ein Verwaltungsakt geworden, in dem im Zweifelsfall für die Gesuchsteller entschieden wird», sagt Franz Schilt, Präsident der Bürgergemeinde. Der 68-Jährige spricht aus Erfahrung: Seit dreizehn Jahren ist er im Amt, und in dieser Zeit hat er rund 400 Einbürgerungsgesuche beurteilt, die meisten positiv, einige aber auch negativ. «Wir schauen genau hin», sagt Schilt, «wer gut integriert ist, hat bei uns jedoch keine Probleme.»

Ärgerlich ist für Schilt, dass der Kanton Entscheide seiner Gemeinde immer wieder torpediert. Da war etwa ein Türke, der die Fragen

Die heutige Praxis zeigt, wie leicht sich die Vorgaben dank des Primats der Justiz erfüllen lassen.

der Einbürgerungskommission kaum verstand und falsche Antworten gab. Daneben kam heraus, dass der Mann ein notorischer Dieb war. Zudem war er während seines Scheidungsverfahrens mehrmals von seiner Ex-Frau angezeigt worden. «Das Gesamtbild stimmte nicht», sagt Schilt, «auch wenn die Frau ihre Anzeigen zurückgezogen hat.»

Der Türke zog den abschlägigen Entscheid vor den Regierungsrat – und bekam recht. Grund: Der Mann habe einen Sprachtest mit der Note «genügend» abgeschlossen; ausserdem sei für die Beurteilung des Leumunds einzig das Zentralstrafregister des Bundesamtes für Justiz massgeblich, und dieses sei rein. Kurz, der Entscheid der Bürgergemeinde sei «willkürlich», beschied die Regierung. Juristisch gab es an diesem Entscheid nichts zu rütteln, denn die Diebstähle waren nicht im Strafregister eingetragen. Doch er zeigt, dass die Beurteilungen der Gemeinde – jener Instanz, welche die Kandidaten am genauesten prüft – im Grunde wenig zählen. Entschieden

wird am Beamenschreibtisch. «Der gesunde Menschenverstand ist verlorengegangen», sagt Franz Schilt. Das stelle er jeweils auch fest, wenn ganze Migrantenfamilien die Einbürgerung beantragten. «Meist ist es so, dass der Mann und die Kinder gut Deutsch sprechen, die Frau aber nicht.»

Die juristisch korrekte Lösung dieses Problems sieht so aus: Der Mann wird eingebürgert, die Frau nicht. «Dabei», meint Schilt, «sind es häufig die Männer, die ihre Frauen wie Bedienstete behandeln und sie daran hindern, Deutsch zu lernen.» Obwohl derartiges Verhalten kaum von «Respekt» gegenüber Verfassung und Gleichstellungsgebot zeugt, taugt es nicht als Ablehnungsgrund. «Chancenlos», sagt Schilt, und das werde auch so bleiben. Wie sollte man diese Form von mangelnder Integration auch juristisch beweisen?

Carte blanche für die Gemeinden

Ebenso chancenlos wäre es, Anträge von Leuten abzulehnen, deren «Teilnahme am Wirtschaftsleben» sich auf den Bezug staatlicher Gelder beschränkt. Schilt nennt das Beispiel eines Ehepaars, beide um die fünfzig, beide mit schwer nachweisbaren Leiden. Er bezieht eine IV-Rente wegen Rückenschmerzen, sie wegen eines Schleudertraumas. «Der Bezug einer IV-Rente ist kein Ablehnungsgrund», sagt Schilt. Auch das wird sich nicht ändern. Zwar hat der Nationalrat entschieden, dass «Teilnahme am Wirtschaftsleben» künftig voraussetzt, dass Einbürgerungskandidaten eine Arbeit haben. Doch wer psychisch oder physisch krank ist, bleibt von dieser Regel verschont – egal, wie glaubwürdig sein Leiden ist.

Für Franz Schilt ist vor diesem Hintergrund klar: «Solange in den Einbürgerungsverfahren die juristische Sichtweise dominiert, wird auch eine Gesetzesänderung nicht viel ändern.» Alt Bundesrichter Martin Schubarth plädiert dafür, das «Kernproblem» der Verrechtlichung radikal zu lösen. «Entweder entzieht man den Gemeinden die Einbürgerungskompetenzen ganz», sagt er, «oder man lässt sie wieder selber entscheiden, und zwar gleich mit einer Carte blanche.» ○

Wir machen berufliche Schritte leichter.

THE SHOE PEOPLE



229 CHF



NAVYBOOT
SWITZERLAND

Schweizer «Chüngel-Gate»

Ausländisches Kaninchenfleisch, das nicht artgerecht hergestellt wird, muss in der Schweiz deklariert werden. Doch die gesetzlichen Vorschriften werden grossflächig missachtet. Händler und Gastwirte täuschen die Konsumenten über die oftmals unwürdigen Lebensbedingungen der Tiere. *Von Philipp Gut*



Soziale Aspekte: Kaninchen in angemessener Haltung.

Den Schweizer Kaninchen geht es gut – von Gesetzes wegen. Die Tierschutzverordnung sorgt für eine artgerechte Haltung und schreibt genau definierte Standards vor. Die Tiere müssen genügend Platz haben, wobei nicht bloss die minimale Bodenfläche vorgeschrieben ist, sondern auch die Höhe. Zusätzlich ist eine sogenannte Nestkammer einzurichten, deren Mindestmass ebenfalls präzise bestimmt ist.

Neben der Grösse ist auch die Gestaltung des Geheges bis ins Detail geregelt. Besonders berücksichtigt werden soziale Aspekte des Kaninchenlebens. Die *Chüngel* «müssen täglich mit grob strukturiertem Futter wie Heu oder Stroh versorgt werden sowie ständig Objekte zum Benagen zur Verfügung haben» (sogenannte Beschäftigung), und Jungtiere dürfen in den ersten acht Wochen nicht einzeln gehalten werden (Art. 64).

Weniger schön haben es die Artgenossen im Ausland. Die EU kennt keine vergleichbare Gesetzgebung zum Wohl der Tiere. Das dort produzierte Kaninchenfleisch sei meist «schlimmstes Käfigfleisch», schreibt die Tierschutzorganisation KAG Freiland. Und dieses Fleisch, das nach hiesigen Massstäben gesetzeswidrig produziert wird, landet auch auf Schweizer Tellern.

EU hebt Schweizer Tierschutz aus

Verantwortlich dafür ist das Cassis-de-Dijon-Prinzip der EU. Es besagt, dass Produkte, die in einem Mitgliedstaat nach den dort gültigen Regeln hergestellt worden sind, überall in der Union zugelassen werden müssen. Die Schweiz hat sich staatsvertraglich verpflichtet, das Cassis-de-Dijon-Prinzip einzuhalten. Mit anderen Worten: Kaninchenfleisch, dessen Produktion hierzulande verboten ist, wird aus

dem EU-Raum in die Schweiz importiert. Die bilateralen Verträge ermöglichen es, die Schweizer Tierschutzbestimmungen auszuhebeln.

Diese Situation sei unhaltbar, fand die Zürcher Nationalrätin Tiana Angelina Moser (GLP). Die Zustände in diesen Farmen widersprechen Grundsätzen einer minimal artgerechten Haltung, schrieb sie in einer Motion vom August 2008. «In einer Käfigbatteriehaltung haben die Kaninchen nur eine A4-Seite Platz, stehen auf Drahtgittern, haben weder Einstreu noch Beschäftigung, verfügen über keine Rückzugsorte und können sich kaum bewegen, nicht ausgestreckt liegen oder sich aufrichten.» Dennoch werde das Fleisch solcher Tiere eingeführt und den Schweizer Kunden ohne jeden Hinweis auf die Produktionsbedingungen zum Verkauf vorgelegt. Der Konsument wisse also gar nicht, was er einkaufe – das wenig tierfreundliche und billige EU-Fleisch oder das hochwertige und artgerecht hergestellte Schweizer Fleisch. Die fehlende Transparenz verzerre den Markt und unterlaufe gesetzliche Standards. In ihrer Motion verlangte Moser deshalb eine «Deklarationspflicht» für Fleisch von Kaninchen aus Käfighaltung.

Bundesrat und Parlament stimmten dem Vorstoss zu. Mit einer Übergangsfrist von eineinhalb Jahren mussten die ausländischen Hersteller entweder ihre Methoden den Schweizer Erfordernissen anpassen oder ihre Produkte deklarieren. «Aus in der Schweiz nicht zugelassener Haltungsform»: Mit diesem Hinweis muss seit dem 1. Januar 2012 Kaninchenfleisch versehen werden, das den gesetzlichen Anforderungen nicht entspricht.

Tierquälerei sowie Täuschung der Konsumenten und Kunden sollten also endgültig der Vergangenheit angehören – zumal es auch von offizieller Seite Entwarnung gibt. «Aus Sicht des Bundesrats ist das Ziel der Motion Moser erfüllt», schreibt die Regierung in ihrer Antwort auf eine Interpellation von Nationalrat Oskar Freysinger (SVP Wallis) vom 29. August 2012. Den Konsumenten werde durch die neue Regelung «die Wahlmöglichkeit und die Transparenz am Verkaufspunkt und in der Gastronomie gewährleistet». Weitere Massnahmen seien nicht nötig, so der Bundesrat.

Recherchen zeigen indes ein anderes Bild. Zwar gibt es tatsächlich Hersteller und Importeure, die die neuen Schutzstandards umset-

zen. Grossverteiler wie Coop oder die Migros verkaufen entweder Schweizer Kaninchenfleisch, oder sie bieten Produkte an, die im Ausland nach den hierzulande geltenden Bestimmungen produziert werden. Dennoch gelangen nach wie vor Hunderte Tonnen *Chüngel*-Fleisch auf Schweizer Teller, die nicht artgerecht hergestellt wurden und die – in Missachtung der gesetzlichen Vorschriften – auch nicht deklariert werden. Von einer reibungslosen Umsetzung der neuen Tierschutz- und Deklarationsverordnungen kann keine Rede sein. Im Gegenteil.

Betroffen sind sämtliche Landesteile

Dabei könnte jeder Konsument und Liebhaber von Kaninchenfleisch einfach und schnell die Probe aufs Exempel machen. Die Hersteller und Importeure, die im Ausland nach den schweizerischen Bestimmungen produzieren, lassen sich buchstäblich an je einer Hand abzählen. Es sind genau vier Importeure und drei Produzenten, wobei letztere ausschliesslich in Ungarn und Italien beheimatet sind. Diese Betriebe sind namentlich auf einer Liste des Bundesamts für Landwirtschaft (BLW) aufgeführt. Der Nachweis ist so simpel wie eindeutig: Wer nicht auf dieser Liste figuriert, produziert nicht nach den Vorgaben der Schweizer Gesetze und muss das Fleisch entsprechend deklarieren («Aus in der Schweiz

nicht zugelassener Haltungsform»). Im ersten Halbjahr 2012 wurden rund 590 Tonnen Kaninchenfleisch zum menschlichen Verzehr in die Schweiz importiert, wie der Bundesrat schreibt. Davon mussten rund 316 Tonnen, also mehr als die Hälfte, deklariert werden. Genauer: Sie hätten deklariert werden müssen. In Tat und Wahrheit findet sich der Hinweis auf die nicht artgerechte Produktion nur selten.

Betroffen vom *Chüngeli-Bschiss* sind etwa Importeure aus Frankreich, die vor allem im Welschland beliebt sind. Im westlichen Nachbarland ist kein einziger Zuchtbetrieb vom BLW anerkannt. Französisches Kaninchenfleisch muss demnach in jedem Fall deklariert werden. Doch nach der vorgeschriebenen Kennzeich-

Von einer reibungslosen Umsetzung der Verordnungen kann keine Rede sein.

nung sucht man oft vergeblich. So bietet der Fisch- und Fleischhändler Fideco AG in Murten im Internet «Kaninchen mit Kopf» aus Frankreich an, ohne anzugeben, dass dieses Fleisch aus in der Schweiz verbotener Haltungsform stammt. Die Handelsfirma Promoviande im waadtländischen Corcelles-sur-Chavornay publiziert im Netz ihr gesamtes Fleischangebot, darunter Spezialitäten wie

Filets, Lebern, Ragout und sogar «Hamburger de lapin». Die Produkte stammen ausnahmslos aus Frankreich, Argentinien, Ungarn und müssten von Gesetzes wegen deklariert sein. Doch auch hier fehlt jeder Hinweis.

Die erwähnten Beispiele sind keine Ausnahmen. Die Tinguely-Gastronomie im jurassischen Bassecourt bezieht Kaninchenfleisch aus Ungarn, das nicht den Schweizer Standards entspricht. In ihrem E-Shop wird das ausländische Fleisch aber genau gleich angepriesen wie das inländische – ohne Deklaration. Oder die Firma Galetto in Saxon VS: Sie bietet derzeit «lapin entier frais», also ganze frische Kaninchen zum Aktionspreis von nur Fr. 18.30 an. Auch diese Tiere wurden in Ungarn unter Bedingungen gezüchtet, die in der Schweiz verboten sind. Trotzdem wird das Produkt nicht deklariert.

Besonders häufig verstossen Händler, Metzgereien und Gastronomiebetriebe gegen die Deklarationsverordnung. Betroffen sind sämtliche Landesteile, nebst dem Welschland und dem Tessin auch die Deutschschweiz. Der traditionsreiche Luzerner Comestibles-Grossist Seinet & Co («seit 1883») führt in seinem aktuellen «Monatsangebot» Kaninchenrückenfilets und Kaninchenschlegel aus ungarischer Zucht, ohne Deklaration. Das Fleisch sei deklarationsbefreit, sagt Firmenchef Peter Seinet. Allerdings bezieht der Grosshändler



Im Durchschnitt sind Mitarbeitende jedes Jahr 6,8 Tage gesundheitsbedingt abwesend.

Kein Unternehmen ist durchschnittlich. Deshalb bieten wir Ihnen massgeschneiderte Versicherungslösungen, die Sie vor den finanziellen Folgen krankheits- oder unfallbedingter Abwesenheiten schützen.

Lassen Sie sich von uns beraten:
per Telefon 058 277 18 00 oder
auf www.css.ch/unternehmen.
Ganz persönlich.



auch deklarationspflichtige Produkte aus Ungarn. Um welche Herstellungsart es sich jeweils handelt, geht aus den publizierten Angeboten nicht hervor.

In auffälligem Kontrast zu den Gesetzesverstössen und Grauzonen stehen die Qualitäts- und Transparenzversprechen, die in der Branche offensichtlich zum guten Ton gehören und seitenweise «Leitbilder» und Bekenntnisse zu «Ökologie» und «Werten» füllen. Sie leisten einen «Beitrag zur Aufklärung über die ökologische Nachhaltigkeit» ihrer Produkte, schreibt die erwähnte Fideco AG, deren ungarisches Kaninchenfleisch im Internet nicht deklariert wird. Andere Firmen reden gar akademisch von einer «Maxime» und «Philosophie» der Frische (Seinet & Co). Das Metzger-Center Zürich wirbt mit «ausgezeichneter Qualität», «richtiger Etikettierung» und «Vertrauenspolitik». Doch hochwertiges Kaninchenfleisch aus der Schweiz führt es kaum im Angebot. Dieses sei «sehr knapp», sagt ein Verkäufer. Auch bei den Importen verzichtet das Metzger-Center Zürich – das grösste seiner Art im Land – auf artgerecht produziertes Fleisch. Es kauft Produkte aus Ungarn ein, deren Herstellungsmethoden in der Schweiz verboten sind.

Transparenz bleibt leeres Versprechen

Getäuscht werden Kunden und Konsumenten auch mit Angaben zur Zertifizierung. «Produktqualitäten und zertifizierte Aufzuchtssysteme durch KAG Freiland», merkt die Rageth Comestibles AG in Landquart bei einzelnen Angeboten aus Ungarn an. Tatsache ist jedoch: Die KAG Freiland kann, wie deren Geschäftsleiterin Nadja Brodmann sagt, gar keine Zertifikate vergeben. Das Bundesamt für Landwirtschaft bestimmt allein, welche Produzenten von der Deklarationspflicht ausgenommen sind.

Ähnlich irreführend sind die Formulierungen der Vecom AG in Schwyz. Die «nationale und internationale Handelsgesellschaft» verkauft ebenfalls Kaninchenfleisch aus «zertifizierten Betrieben» und wirbt mit «Bodenhaltung aus Frankreich und Italien». Doch auch hier werden die Kunden teilweise geblendet. Kein einziger französischer Züchter ist von der Deklarationspflicht befreit. Gemäss Gesetz müsste also auch in diesem Fall der Hinweis auf die hierzulande unerlaubte Haltungsform stehen. Er deklariere das französische Fleisch auf Rechnungen und Lieferscheinen korrekt, versichert Vecom-Inhaber Herbert Bühler. Was der Handel weiter damit mache, sei nicht seine Sache: «Das wissen die Götter.» Die Deklaration im Internet sei zu teuer. Als ob es etwas kosten würde, den verlangten Satz ins Netz zu schreiben.

Gegen das Gesetz verstossen schliesslich auch Restaurants, die Fleisch aus Käfighaltung ohne Deklaration anbieten. Im Zuge der Recherchen ist die *Weltwoche* auf keine einzige



In der Schweiz verboten: Käfigbatteriehaltung wie hier in Frankreich.

Speisekarte gestossen, die das ausländische *Chüngel*-Fleisch korrekt deklariert. Manchmal, wie beim Café-Restaurant «Sternegg» in Luzern, schliesst die Flunkerei auch offensichtliche Widersprüche ein. Es bietet «Fleisch- und Fischprodukte aus artgerechter Haltung», schreibt das Lokal. Die Kaninchen stammen jedoch aus Frankreich, Ungarn, Argentinien und könnten, wie es in einer Fussnote heisst, «mit Antibiotika als Leistungsförderer» gezüchtet worden sein. Artgerecht ist anders.

Der *Chüngel*-Schwindel im Gastronomiebereich bleibt kein Privileg des unteren Preissegments. Edelrestaurants wie das

Getäuscht werden Kunden und Konsumenten auch mit Angaben zur Zertifizierung.

«Schlössli Utenberg» in Luzern oder der «Schweizerhof» in Pontresina führen gefüllten Kaninchenrücken und andere Leckerbissen aus Frankreich im Angebot, ohne die gesetzliche Deklarationspflicht zu beachten. Die Liste fehlbarer Restaurants liesse sich verlängern.

Das Fazit bleibt ernüchternd: Auch mehr als ein Jahr nach der definitiven Einführung der Deklarationspflicht scheren sich Händler, Metzgereien, Restaurants um die gesetzlichen Vorgaben. Konsumenten und Kunden werden getäuscht, nach wie vor landen Hunderte Tonnen Fleisch von Kaninchen auf Schweizer Tellern, die ein unzumutbares und unwürdiges Leben fristen mussten.

Die Frage drängt sich auf: Weshalb setzen die Behörden die Gesetze nicht konsequent durch? Der Bund sei lediglich zuständig für

die Anerkennung der Produktionsrichtlinien im Ausland und für die Liste der anerkannten Hersteller, sagt Hanspeter Lüthi vom Bundesamt für Landwirtschaft. Aktuelle Verstösse gegen die Deklarationspflicht seien dem BLW nicht bekannt. Zu prüfen hätten dies die kantonalen Lebensmittelbehörden. Allerdings, so Lüthi, müssten auch die Verbände, allen voran der Schweizer Fleisch-Fachverband (SFF) sowie Gastrosuisse, ein Interesse daran haben, dass ihre Mitglieder das Kaninchenfleisch korrekt deklarierten.

Man habe die Verbandsmitglieder verschiedentlich auf die Deklarationspflicht aufmerksam gemacht, sagt SFF-Direktor Ruedi Hadorf. Die Umsetzung der Bestimmungen liege jedoch «in der Eigenverantwortung jedes einzelnen Unternehmens, unabhängig von einer Verbandsmitgliedschaft». Ähnlich äussert sich Gastrosuisse-Direktor Bernhard Kuster. Allerdings stiessen viele Wirte angesichts der bürokratischen Regulierungsdichte im Lebensmittelbereich an ihre Grenzen.

Otmar Deflorin, Präsident des Verbands der Kantonschemiker, bestätigt den Recherchebefund. Es bestünden «Lücken» bei der Deklaration, so Deflorin. Die Informationen über deklarationspflichtiges Fleisch würden oftmals nicht über alle Stufen weitergegeben, sie gingen auf dem Weg vom Produzenten zum Konsumenten «willentlich oder unwillentlich verloren». Der oberste Lebensmittelkontrolleur appelliert an die «Selbstkontrolle» der Betriebe, die staatlichen Stellen könnten bloss Stichproben durchführen. Auch die Restaurantbesitzer seien in die Pflicht zu nehmen, sagt Deflorin. Offensichtlich aber fruchten die Appelle nur bedingt. Sonst gäbe es das Schweizer «Chüngel-Gate» nicht. ○

Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick

Mehr Recherche

Mehr Vielfalt



Einmalig Fr. 5.-

Neu



Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement für nur Fr. 40.-. Sie erhalten 10 Ausgaben der Weltwoche und kostenlosen Zugang zur Weltwoche-Online sowie den Apps (einmaliger Download Fr. 5.-).
Telefon: 043 444 57 01, Mail: kundenservice@weltwoche.ch, oder unter www.weltwoche.ch/abo.

DIE WELTWOCHEN
80 JAHRE QUALITÄT



Vergeblische Suche nach einem neuen Direktor: Verbandspräsident Lehmann, 2013.



Abfahrts-Gold: Lehmann in Morioka, 1993.

Einsame Spitze

Der erfolgsverwöhnte Swiss-Ski-Präsident Urs Lehmann tanzt auf vielen Hochzeiten. Die Krise des Schweizer Skiteams hat damit aber nichts zu tun. Lehmann hat eher zu viel als zu wenig Zeit für den Verband. Mit seinem raumgreifenden Führungsstil hat er sich isoliert. *Von Christoph Landolt*

Die Ski-WM 1993 in Morioka, Japan, war zum Vergessen: Nur eine Medaille holte das Schweizer Team. Urs Lehmann gewann Gold in der Abfahrt.

Zwanzig Jahre später wiederholt sich die Geschichte: An der WM in Schladming, Österreich, gab es nur eine Schweizer Medaille. Lara Gut, die von einem Privatteam betreut wird, fuhr im Super-G auf den zweiten Platz. Doch dieses Mal war nicht nur die WM zum Vergessen, sondern die ganze Weltcup-Saison, die vergangenes Wochenende auf der Lenzerheide zu Ende ging. Während letzten Winter noch elf Weltcup Siege resultierten, war es in diesem Jahr genau einer. In der Nationenwertung schafften es die Schweizer gerade mal auf Rang sieben. Urs Lehmann, der Held von Morioka, der nun als Präsident von Swiss Ski amtiert und bisher nur von einer «Baisse» reden wollte, musste die Krise anerkennen («Sie ist schlimm»).

Jetzt muss sich der Präsident selbst Fragen gefallen lassen: «Herr Lehmann, sind Sie das Problem?», titelte der *Sonntagsblick*. Offen seinen Rücktritt zu fordern, traut sich noch niemand, aber der Ton hat sich verschärft. Hinter vorgehaltener Hand äussern Insider Kritik. Die Unzufriedenheit ist so gross, dass Lehmann selbst seinen Rücktritt nicht mehr ausschliesst («Es darf keine Tabus mehr geben»).

Als Lehmann 2008 gewählt wurde, versprach er, Swiss Ski zu einem «Bayern München» im Schnee machen zu wollen, professionell geführt von ehemaligen Athleten, die wissen, wovon sie sprechen. Früher waren Skiverbands-Präsidenten FDP-Politiker gewesen, die mit dem Amt vor allem sich selber schmücken wollten. Lehmann verkörperte dagegen den Sportmanager modernen Zuschnitts. Die Erwartungen waren gross: Als CEO der Homöopathie-Arzneifirma Similasan, so glaubte man, könne er führen. Als Ökonom der Universität St. Gallen könne er mit Zahlen umgehen. Vor allem aber hoffte man, dass Lehmann, der Weltmeister, das Rezept zum Siegen kennt.

Vier Direktoren in fünf Jahren

Es kamen goldene Zeiten. An der WM 2009 in Val-d'Isère holten Cuche und Janka Titel, mit insgesamt sechs Medaillen war die Schweiz erfolgreichste Nation. Hinter den Kulissen aber brach schon damals Unruhe aus. Direktor Hansruedi Laich, der Swiss Ski saniert und den Grundstein für die Erfolge gelegt hatte, gab seinen Rücktritt, weil ihm Lehmann dreinredete. Auch Laichs Nachfolger Denis Vaucher musste bald wieder gehen. Lehmanns Begründung warf mehr Fragen auf, als sie Antworten lieferte: «Sie können davon ausgehen, dass man nach lediglich acht Monaten nicht einfach, weil et-

was zu schnell durchs Nachbardorf gefahren wurde, das Arbeitsverhältnis auflöst.» Kam Vaucher mit dem Strafgesetz in Konflikt?

Nein, Vaucher war weder zu schnell gefahren, noch hatte er Schlimmeres getan. Es sind Handlungen wie diese, die Lehmann den Ruf eingetragen haben, ein illoyaler Chef zu sein: Immer wieder desavouierte der Präsident Untergebene öffentlich, indem er Vorfälle insinuierte, die gar nie stattgefunden hatten. Vergeblich suchte Swiss Ski nach Vaucher einen neuen Direktor, die Angefragten sagten allesamt ab.

Schliesslich überzeugte man 2010 Andreas Wenger, einen Bürokraten aus dem Stab, Direktor zu werden. Er hielt sich drei Jahre lang, bis der Präsident vor den TV-Kameras sagte, es gebe zwischen ihm und Cheftrainer Osi Inglin «zwei operative Instanzen, die aber leider nicht so funktioniert haben». Der öffentlich denunzierte Wenger verstand und ging. Sein Nachfolger wird Lehmanns vierter Direktor sein – die Suche verlief bisher ergebnislos.

Nicht nur der Direktorensessel ist vakant. Swiss Ski besteht zurzeit aus einem Haufen demoralisierter Fahrer und einem Präsidenten, dazwischen leere Stühle. Die neugeschaffene Position eines Alpinchefs: nicht besetzt. Der Chef Leistungssport: von Lehmann entmachtet. Der Cheftrainer-Posten des Männerteams: frei, nachdem Osi Inglin von Lehmann

kurz nach der WM entlassen wurde, ohne Aussicht auf einen Ersatz. Inglin selbst kam 2011 als Verlegenheitslösung. Sein Vorgänger Martin Rufener, der erfolgreichste Coach der Swiss-Ski-Geschichte, ging im Streit, nachdem Lehmann seine Forderung nach einer (moderaten) Lohnerhöhung der Presse ausgeplaudert hatte.

Vielschichtige Interessen

Der Präsident selbst ist nicht auf ein höheres Gehalt angewiesen (er verdient bei Swiss Ski nach eigenem Bekunden eine mittlere fünfstellige Summe). Urs Lehmann verdient sein Geld andernorts. Kurz nachdem er Swiss-Ski-Chef wurde, beteiligte er sich zu fünfzig Prozent an der Churer Vermarktungsfirma GFC Sports Management AG. Die Agentur vertritt das halbe Schweizer Kader, die Herren Feuz, Janka, Viletta, Gini und Albrecht genauso wie die Damen Feierabend, Kamer und Holdener. Lehmann kann also über die Selektion «eigener» Athleten entscheiden. Der offenkundige Interessenkonflikt ist für den Präsidenten «kein Problem».

Daneben kommentiert Lehmann auch noch Rennen bei Eurosport. Die heikle Aufgabe: Ausländische Fahrer, Schweizer Fahrer und Fahrer, an denen er mitverdient, mit gleichen Ellen messen. Als das Schweizer Team im Januar immer tiefer in die Krise rutschte, kündigte Lehmann via *Blick* an, «bis auf weiteres»

nicht mehr zu kommentieren. Sein Versprechen hielt nicht lange, ein Rennen später sass der Präsident wieder am Mikrofon.

Nach dem Weltcup-Finale vom Wochenende geht es dem Verband schlechter als zuvor. Das nährt den Verdacht: Lehmann als Präsident zu installieren, war ein Fehler, der auf einem Missverständnis gründete. Man glaubte, dass ein erfolgreicher Athlet wissen muss, was es braucht, um Siege einzufahren. Funktionäre und Journalisten liessen sich von seinen Erfolgen blenden, wobei es genau genommen nur einen gab: den WM-Titel 1993. Die Abfahrt fand eher auf einem Hügel als einem Berg statt, die Strecke kam dem damals 23-jährigen Aargauer entgegen. Niemand hatte ihn auf der Rechnung – ausser er selbst. Lehmann, der vorher nie auf einem Podest gestanden war, arbeitete jahrelang akribisch auf die WM-Abfahrt hin, unter anderem, indem er dreimal an Rennen der japanischen Meisterschaft startete. Er siegte sensationell, aber nicht zufällig.

Später kam er nie mehr über einen achten Platz hinaus – der Ehrgeiz und die Härte gegen sich selbst aber blieben. Eine Woche nach dem Karriere-Ende begann er ein Betriebswirtschaftsstudium an der Uni St. Gallen (HSG). Er studierte, wie er früher fuhr und später führte: mit Fokus auf das Ziel, ohne einen Gedanken darüber zu verlieren, was links und rechts ist. Als er am 12. September 2001 in einer Prüfung

auf die Attentate in New York angesprochen wurde, sagte er gemäss *NZZ am Sonntag*: «Ja, ich habe das gesehen. Aber ich habe abgeschaltet und mich auf die Prüfungen konzentriert.»

Parallel arbeitete er bei Planzer Transport, der Familienfirma seiner Verlobten (die Hochzeit wurde abgesagt, nachdem die Einladungen bereits verschickt waren). Später heiratete er Skiakrobatik-Weltmeisterin Conny Kissling, mit der er eine Tochter hat. Seinen ersten wichtigen Job hatte er beim Logistikunternehmen Via Mat. Lehmanns Aufgabe war es, eine Tochterfirma zu redimensionieren. Das zog er durch, empfahl schliesslich die Streichung seines eigenen Postens und nutzte die sechs Monate Kündigungsfrist zum Schreiben einer Doktorarbeit. 2008 dann kam er zu Similasan, deren *Chügeli* und Tinkturen in keiner Drogerie fehlen. Die Firma aus Jonen AG beschäftigt rund 130 Mitarbeiter und macht 60 Millionen Franken Umsatz pro Jahr.

Firmenchef, TV-Kommentator, Verwaltungsrat und Familienvater – wo bleibt da noch Zeit für Swiss Ski? Es scheint, als habe Lehmann nicht zu wenig, sondern eher zu viel Zeit für Verbandsarbeit. So viel, dass er sich erlauben kann, sich in kleinste operative Fragen einzumischen. Sein Problem ist, dass sich das im Skizirkus langsam herumgesprochen hat. Diese Woche unterschrieb Startrainer Rufener einen neuen Vertrag in Kanada. ○

ALWAYS ON TARGET !



SWISS MILITARY
HANOWA



Navigator

Ref. 6-5007.04.007

Gehäuse und Band aus Edelstahl

Chrono- und Alarmfunktionen

wasserdicht bis zu 10 ATM (100m)

Swiss Made



Die Heimlichtuer

Fast jeder fünfte Angestellte bezahlt Beiträge für einen Gesamtarbeitsvertrag. Die Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände verwalten diese Millionen bisher gemeinsam und unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Doch jetzt stehen die Zeichen auf Transparenz. Von Florian Schwab



Keine Rechenschaft: Arbeitgeber-Direktor Daum.

Neben Beiträgen an die Sozialversicherung und an die Altersvorsorge belastet ein weiterer Lohnabzug das Budget von immer mehr Arbeitnehmern in der Schweiz: der «Vollzugskostenbeitrag» für einen Gesamtarbeitsvertrag (GAV). Im Juli 2012 waren 626 229 Arbeitnehmer einem allgemeinverbindlichen GAV unterstellt (Vorjahr: 542 197). «Allgemeinverbindlichkeit» entsteht, wenn der Bundesrat entscheidet, dass ein GAV für alle Arbeitnehmer und Arbeitgeber einer Branche gilt. Die Höhe des Lohnabzugs ist je nach Wirtschaftszweig unterschiedlich. In der Regel macht er pro Angestellten mehrere hundert Franken aus. Insgesamt generiert diese Geldmaschine jährliche Mittel von mehreren hundert Millionen Franken.

Doch während die Sozialversicherungen jedes Jahr detailliert Rechenschaft ablegen müssen, versickern die Vollzugskostenbeiträge in dunklen Kanälen. Sie werden von sogenannten paritätischen Kommissionen eingetrieben – von privatrechtlichen Vereinen, die zur Hälfte aus Arbeitnehmer- und Arbeitgebervertretern zusammengesetzt sind. Offiziell sind die Beiträge dazu da, den Vollzug der Gesamtarbeitsverträge sicherzustellen.

Allerdings dürfen sich die an einem GAV beteiligten Verbände die Beiträge ihrer Mitglieder von der paritätischen Kommission überweisen lassen. Zudem führen Arbeitgeberver-

bände und Gewerkschaften bezahlte Dienstleistungen für die paritätischen Kommissionen aus. So entsteht ein nebulöses Finanzgeflecht. Die einzige Kontrolle besteht darin, dass eine Revisionsstelle die formale Korrektheit der Buchhaltung überprüft. Diesen Jahresbericht bekommt auch das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco).

«Überwiegendes öffentliches Interesse»

Die *Weltwoche* verlangte Ende Oktober 2011 vom Seco Einsicht in die Berichte der paritätischen Kommissionen. Damit sollte festgestellt werden, wofür die Millionen an arbeitsrechtlichen Zwangsabgaben eingesetzt werden. Doch das Seco mauerte und teilte am 11. November 2011 mit, dass der Zugang zu den Abrechnungen «nicht gewährt» werde. Es sei «nicht auszuschliessen, dass durch den Zugang zu diesen Dokumenten die Privatsphäre Dritter beeinträchtigt würde».

Nach Ansicht der *Weltwoche* versties dieser Entscheid gegen das Öffentlichkeitsgesetz. Auf formalem Wege reichte sie beim Eidgenössischen Datenschutzbeauftragten, Hanspeter Thür, einen Schlichtungsantrag ein.

Danach geschah lange nichts, bis Thür vor einem Monat in seiner Empfehlung die Argumentation des Seco zerpflückte: Da zwischen den Kommissionen und dem Seco eine «auf-

sichtsrechtliche Beziehung» bestehe, sei hinzunehmen, dass «die hier zu beurteilenden Informationen offengelegt werden». Ferner attestierte er ein «überwiegendes öffentliches Interesse an den Personendaten».

Die Empfehlung hat beim Seco zu einem Umdenken geführt: Es verzichtet darauf, sie anzufechten. Damit wäre der Weg zu den Unterlagen frei, wenn in der Zwischenzeit nicht die paritätischen Kommissionen aktiv geworden wären. Laut Seco sind diverse von ihnen mit der Empfehlung «nicht einverstanden» und fechten sie an. Bereits in Thürs Befragungen hatten sich 22 von 27 paritätischen Kommissionen zu Wort gemeldet und sich samt und sonders gegen die Herausgabe ihrer Jahresrechnung ausgesprochen.

Auf der politischen Ebene wird die Heimlichtuerei gedeckt. Die Unia hat zwar «grundsätzlich» nichts gegen mehr Transparenz einzuwenden, will aber Informationen über Finanzdaten schützen, «die sich auf die Vertragspartnerschaft beziehen». Der Gewerkschaftsbund sagt gar nichts zur Frage.

Nur verklausuliert äussern sich die Wirtschaftsverbände. Nach Ansicht von Arbeitgeber-Direktor Thomas Daum obliegt die Wahrung der Interessen von Nicht-Verbandsmitgliedern dem Seco. Zwar liefen derzeit Diskussionen, ob und wie mehr Transparenz herzustellen sei. Das gelte aber nur für «die in ihren Interessen Betroffenen und nicht die allgemeine Öffentlichkeit».

Komplett gegen jede Offenlegung ist der Luzerner Nationalrat Peter Schilliger (FDP). Dieser steht dem Gebäudetechnikverband Suissetec vor, der einen GAV abgeschlossen hat: «Das ist insgesamt recht komplex. Für die Verwaltung der Mittel sind die paritätischen Kommissionen zuständig. Das funktioniert.»

Schilligers Parteikollege Ruedi Noser dagegen findet, dass die Zahlen veröffentlicht werden sollten, denn die paritätischen Kommissionen seien «der Öffentlichkeit Rechenschaft schuldig». Und Noser hat einschlägige Erfahrungen: Er präsidiert den Verband der Informations- und Kommunikationstechnologie, der sich schon erfolgreich gegen die Erfassung in einem GAV gewehrt hat.

Das letzte Wort werden wohl die Gerichte haben. Die paritätischen Kommissionen können die Verfügungen des Seco beim Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen anfechten. Es dürfte also noch einige Zeit dauern, bis sich der Nebel lichtet. ○

MS EUROPA 2

Die grosse Freiheit:
Flexibel wie eine Yacht.
Entspannt wie ein Resort.

Neu ab
Mai 2013!



Die Antwortkarte ist bereits weg? Kein Problem:

Weiter unten erfahren Sie, wie Sie mit uns in Kontakt treten können.

Die neue EUROPA 2 vereint Exklusivität und höchstes Niveau mit einer modernen und legeren Atmosphäre. Exzellent ausgestattete Suiten für jeden Anspruch, ein großes Fitness- und Wellnessangebot, abwechslungsreiche kulinarische Genussmomente in acht Restaurants und vielfältiges Entertainment – das alles erwartet Sie an Bord der EUROPA 2. Geniessen Sie die grosse Freiheit.



Mehr im Reisebüro • oder 0800 100044 (gebührenfrei) • www.hlkf.ch

 **Hapag-Lloyd**
Kreuzfahrten



Überwiegend positive Dinge: Inauguration von Papst Franziskus, am 19. März auf dem Petersplatz im Vatikan.

Franz und Franziskus

Die Linken sind erfreut darüber, dass sich der neue Papst nach dem heiligen Franz von Assisi genannt hat. Er stehe somit auf Seiten der Armen gegen die Reichen, glauben sie. Ein Irrtum.

Von Nicholas Farrell

Die Linke hat «mit Gott nichts zu schaffen», wie Tony Blairs *spin doctor* einmal in Bezug auf New Labour gesagt hat. Und im Westen wird uns ja auch ständig erklärt, geistige und weltliche Macht seien zwei verschiedene Dinge und nicht, wie früher, identisch.

In der Praxis lassen sich Kirche und Staat natürlich nicht trennen. Die Linke, antikirchlich, wo nicht antireligiös, muss sich, ob sie will oder nicht, mit Gott oder dem Geist Gottes auseinandersetzen. Nach der Wahl des argentinischen Kardinals Jorge Mario Bergoglio zum neuen Papst Franziskus hatte die Linke denn auch viel zu sagen – überwiegend positive Dinge, das meiste davon völlig falsch. Besonders erfreut ist man darüber, dass er sich nach dem heiligen Franz von Assisi genannt hat, wie er bei seiner Begegnung mit internationalen Pressevertretern am Samstag in der Aula Pauls VI. selbst bestätigte. Für die Linke ist die Na-

menswahl ein klares Signal dafür, dass der neue Papst die katholische Variante von Fidel Castros argentinischem Kumpel Che Guevara sein wird.

Wenn all diese kommunistischen Diktatoren scheiterten, wird es vielleicht dieser bescheidene Papst, der Armen und Kranken die Füße wäscht und öffentliche Verkehrsmittel benutzt, schaffen. *Hasta la victoria siempre!*

Zwar wird ihm vorgeworfen, als Provinzial des Jesuitenordens mit der argentinischen Militärjunta, die von 1976 bis 1983 an der Macht war, zusammengearbeitet zu haben, besonders im Fall der beiden Jesuitenpatres, die 1976 monatelang auf einem Marinestützpunkt gefoltert wurden. Diesen Vorwurf hat der Papst nachdrücklich zurückgewiesen, und der Richter Germán Castelli, der 5000 Todesfälle auf der Marinebasis untersuchte und Bergoglio 2010 unter Eid vernahm, hat festgestellt, dass die Beschuldigung jeder Grundlage entbehrt.

Und ja, in den nichtverhandelbaren Kernfragen ist der Papst dummerweise (aus linker Sicht) ein Traditionalist. Er ist gegen Homosexualität, von gleichgeschlechtlichen Ehen ganz zu schweigen. Doch die Linke wird dem Papst zweifellos nachsehen, was er in seiner Jugend in Argentinien getan oder nicht getan hat, denn sie hat ja nichts gegen Diktaturen an sich. Und sie wird sein Verdikt über Homosexualität mit Stillschweigen übergehen, obschon er, wie das bei Katholiken eben ist, Homosexualität zweifellos für eine Sünde und eine Krankheit hält.

Und aus Sicht der Linken steht der neue Papst nicht nur auf Seiten der Armen, sondern, wie seine Namenswahl beweist, auf Seiten der Armen gegen die Reichen, denn Franziskus war ja der «Schutzheilige der Armen».

Die Linke irrt mal wieder. Wie so viele bedeutende historische Figuren wird der heilige Franz, der seinen Reichtum aufgab, um in

Armut zu leben, und alle Geschöpfe Gottes liebte, von der Linken vereinnahmt und zum Prototyp eines Klassenkämpfers und Ökoaktivisten stilisiert. Die Linke glaubt, der neue Papst werde nicht nur für die Menschen- und Tierrechte eintreten, sondern werde die Erde überhaupt vor den bösen, bösen Reichen schützen.

Entstehung der Menschenrechtsindustrie

Aber es ist das eine, in Armut zu leben und zu predigen, dass die Reichen den Armen helfen sollten, wie das der heilige Franz und die Angehörigen des von ihm gegründeten Ordens der Minderen Brüder taten. Etwas ganz anderes ist es, die zwangsweise Umverteilung von Vermögen zugunsten der Armen zu predigen, wie das die Linke tut. Tatsächlich hatte der heilige Franz nichts gegen Reichtum oder die Reichen, die er ja nicht als Feinde, sondern als Wohltäter betrachtete. Und er beschwor seine Ordensbrüder, Armut niemandem aufzuzwingen.

Dass die Linke den heiligen Franz nicht verstanden hat, deutete der Papst schon an, als er bei seiner ersten Messe am vergangenen Donnerstag in der Sixtinischen Kapelle erklärte, dass die katholische Kirche keine «barmherzige Nichtregierungsorganisation» werden dürfe – aber genau das sollte sie in den Augen der Linken sein.

Im 14. Jahrhundert führten die Anhänger des heiligen Franz erbitterte Auseinandersetzungen mit mehreren Päpsten über das, was wir heute als Menschenrechte bezeichnen. Die Päpste behielten die Oberhand, und in der Folge bildete sich die Menschenrechtsindustrie heraus, die allzu oft die Ursache vieler Fehlentwicklungen ist.

Zu diesem heftigen Konflikt innerhalb der katholischen Kirche war es gekommen, weil die Franziskaner sich weigerten, ein individuelles Eigentumsrecht anzuerkennen. Im Kern ging es um das Armutsgelübde. Weil man der Auffassung war, dass Jesus und die Apostel weder als Individuen noch als Kollektiv irgendwelche Dinge besessen hatten, sollten auch die Franziskaner nichts besitzen. Wenn sie aber nichts besitzen durften (kein Geld, kein Haus, nicht einmal Lebensmittel), dann hiess das, dass auch die Kirche nichts besitzen durfte.

Im 13. Jahrhundert war es den Päpsten gelungen, das Problem insofern zu regeln, als den Franziskanern erlaubt wurde, das Eigentumsrecht an ihrem Besitz dem Heiligen Stuhl zu übertragen, der ihnen dann den Gebrauch dieser Besitztümer gestattete. Doch für die Kirche war das Thema von so fundamentaler Bedeutung, dass die Auseinandersetzungen nicht verstummten, sondern in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Krise auslösten, als während des avignonesischen Papsttums (1309–1376), der *cattività avignonese*, sieben Päpste nicht in Rom, sondern in Avignon residierten.

Die Frage lautete: Wie kann man etwas «haben» oder «gebrauchen», ohne es zu «be-

sitzen», und was bedeutete «besitzen» eigentlich? Nun entstanden die ersten Theorien von unveräusserlichen subjektiven Rechten, die jeder Mensch besitzt. Im 14. Jahrhundert kannte man weder «Recht» noch «Rechte». Es gab *ius* (Gesetz), *dominium* (Herrschaft), die durch *ius* untermauert wurde, das *ius naturale* (natürliches Recht) und *de iure* (gesetzmässig).

Im Jahr 1322 beschloss Papst Johannes XXII., ein Franzose, die Sache anzupacken und von seinen Theologen ein für alle Mal klären zu lassen. Sie stellten fest: Erstens: Apostolische Armut ist Häresie, weil die katholische Kirche dann auf sämtliche Eigentumsrechte verzichten müsste, was angesichts ihres immensen Besitzes unvorstellbar war. Zweitens: Die Annahme, dass «jedes Ei und jedes Stück Brot», das den Franziskanern gespendet und von ihnen verzehrt wird, ihnen nicht gehöre, ist absurd. Selbst wenn sie etwas gebrauchen, tun sie das rechtmässig (*de iure*) oder eben nicht. Jemandem das Gebrauchsrecht an einer Sache zu übertragen, heisst, ihm das Eigentumsrecht zu übertragen.

Die Franziskaner entgegneten: Man kann etwas rechtmässig mit dem Einverständnis des Eigentümers gebrauchen, ohne es zu besitzen oder auch nur ein Gebrauchsrecht auszuüben. Ihr wichtigster theologischer Fürsprecher war der Engländer Wilhelm von Ockham, die rechte Hand des franziskanischen Ordensgenerals Michael von Cesena.

Auf dem Scheiterhaufen verbrannt

Ockham argumentierte: Vor dem Sündenfall gab es kein Eigentumsrecht in der Natur, wohl aber das Recht auf Gebrauch; die Franziskaner lehnten das von Menschen konstruierte Recht auf Eigentum und auf den Gebrauch von Eigentum ab. Was sie nicht ablehnten, ist das «natürliche Recht», Eigentum zu gebrauchen, denn nur so kann das Leben weitergehen, und daher kann dieses Recht auch nicht aufgegeben werden.

Papst Johannes XXII. verdammt die franziskanische Armutslehre und die damit einhergehende Rechtsauffassung als Häresie mit der Begründung, dass Christus und die Apostel tatsächlich Dinge besessen hätten. All jene Franziskaner, die seine Sichtweise nicht akzeptierten, wurden dann exkommuniziert und in vielen Fällen auch auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Eines weiss ich: An dem Tag, an dem die Linke ein Armutsgelübde ablegt, die Existenz von Rechten bestreitet, sich von Geld und sämtlichem Besitz trennt und predigt, dass wir alle, ob Reich oder Arm, einfach leben sollten – an dem Tag werde ich einen Besen fressen.

Und übrigens, der heilige Franz von Assisi war kein Vegetarier.

Der Brite Nicholas Farrell ist Journalist und Buchautor («Mussolini: A New Life»). Er lebt seit langem in Italien. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Religion

Hexenjagd

Die gängigsten Missverständnisse über die katholische Kirche.

Der Papst ist unfehlbar – aber nur sehr selten. Kaum ein Thema löst so viel Unverständnis aus wie der Unfehlbarkeitsanspruch. Zur Beruhigung: Die Unfehlbarkeit kommt nur unter bestimmten Voraussetzungen zum Tragen und nur in Fragen der katholischen Lehre und Moral. Es ist nicht so, dass der Papst allein durch seine Wahl plötzlich keine Fehler im Latein mehr machen würde. Er muss eine Lehrentscheidung ausdrücklich als «*ex cathedra*» (mit höchster Lehrgewalt) kennzeichnen, zudem darf diese nicht im Widerspruch zur Bibel und zur überlieferten Tradition stehen. Ein Papst kann also nicht beliebig neue Glaubensinhalte erfinden. Bis heute liegen zwei *Ex-cathedra*-Entscheidungen vor: das Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariens (1854) und das Dogma der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel (1950).

Der Zölibat ist für die Ewigkeit – aber nur für Mönche. Wer in einen Orden eintritt, legt die drei Gelübde Gehorsam, Armut und Keuschheit ab. Nun leben auch katholische Kleriker (Priester, Bischöfe und so fort) ehelos. Das war nicht immer so. Aus dem Neuen Testament lässt sich keine direkte Verpflichtung zum Zölibat für Amtsträger der Kirche ableiten. Allerdings sind schon früh Versuche der Kirche festzustellen, die Pflicht zur Enthaltensamkeit für alle Priester durchzusetzen (Synode von Elvira um 300). Festgeschrieben wurde der Zölibat erst beim zweiten Laterankonzil 1139.

Hexenverfolgungen sind eine katholische Erfindung – aber die berühmteste Hexe wurde von Protestanten erledigt: Anna Göldi. Die Magd beim Glarner Ratsherrn Johann Jakob Tschudi wurde der Hexerei beschuldigt, gefoltert und am 13. Juni 1382 durch den evangelischen Glarner Rat zum Tod durch das Schwert verurteilt. Die Hinrichtung gilt als die letzte legale Tötung einer – indirekt – der Hexerei beschuldigten Frau. Da der Vatikan den Glauben an Hexen selber als ketzerisch verurteilte, waren Hexenverfolgungen in katholischen Ländern wie Italien oder Spanien kaum verbreitet. Es waren die weltlichen Gerichte, die der allgemeinen Hexenhysterie verfielen. Die letzten Hinrichtungen fanden im protestantischen Preussen statt. *Peter Keller*

Bestnoten im Harmonie-Test

Die Moderatoren des Schweizer Fernsehens führen gerne Interviews. Nicht mit Augenzeugen oder Experten, sondern mit den eigenen Kollegen. Die Selbstschau nimmt kuriose Züge an.

Von Rico Bandle



Die «Leute»: Sonderkorrespondentin Müller.



Traum paar: Moderatoren Lipp, Fassbind.

Der weisse Rauch war aufgestiegen, Beatrice Müller, die SRF-«Sonderkorrespondentin», schaltete sich live vom Vatikan in die «Tagesschau» ein. «All diese Journalisten sind jetzt natürlich am Berichten in die weite Welt hinaus», sagt Müller. Sie habe mit Leuten auf dem Platz gesprochen, die tief gerührt gewesen seien. Die «Leute», stellte sich heraus, waren eine spanische Journalistin, die «in Tränen ausgebrochen» war. Müller bewegt sich offenbar vorzugsweise unter Kollegen. Schon einige Tage zuvor hatte sie in einem Beitrag ausschliesslich mit Journalisten gesprochen; eine Reporterin von Radio Bozen beklagte sich über die Arbeitsbedingungen: «Man erhält bei Interviewanfragen zum Teil gar keine Antwort.» Dass bei 6000 Journalisten im Vatikan einer Frau von Radio Bozen kein Interview gewährt wurde, das war Stoff für die «Tagesschau».

Immerhin hat Müller für ihre Reportage mit Journalisten gesprochen, die nicht beim Schweizer Fernsehen arbeiten. Das ist nicht selbstverständlich. Am liebsten interviewen sich die SRF-Mitarbeiter gegenseitig.

Ob Marianne Fassbind zur Finanzkrise, Hanspeter Forster zu einer Entscheidung des Nationalrats oder Jonas Projer zu einem Brüsseler Treffen, in jeder Nachrichtensendung kommt es – oft mehrmals – zum Frage-Antwort-Spiel zwischen Moderator und Reporter.



Spekulation: Reporter Amrein.



Qualvolle Minuten: Reporterin Frey.

Exzessiv zugenommen hat diese Praxis im Zuge einer «strategischen Neuausrichtung» der Nachrichtensendungen im Juli 2011, Roger de Weck war damals seit einem halben Jahr SRG-Generaldirektor. Als Reaktion auf sinkende Zuschauerzahlen und die Nachrichtenflut im Internet sollten neu «Einordnung» und «Vertiefung» ins Zentrum gestellt werden, nicht mehr die reine Nachrichtenvermittlung. Mit der Zusammenlegung von Radio und Fernsehen kamen einige Monate später die Radioleute als potenzielle Gesprächspartner hinzu, seither ufert das gegenseitige Befragen aus.

Gerüchte verbreiten

Egal wie banal die Aussagen, wie kamerauntauglich der Redaktor, jeder SRF-Mitarbeiter darf zur Hauptsendezeit im Fernsehen sprechen. Als US-Präsident Barack Obama nach seiner Wiederwahl die Twitter-Meldung «Four more years» absetzte, lieferte ein früherer Radiomitarbeiter, neu als «SRF-Social-Media-Experte» betitelt, seine tiefeschürfende Einschätzung: «Ich denke, Social Media hatten bei diesen Wahlen eine entscheidende Rolle gespielt.» Radiomann Fredy Gsteiger kommentierte früher aus dem «Echo der Zeit»-Studio das Weltgeschehen, nun tut er dies als «Experte für Sicherheitsfragen» auch für das Fernsehen. In der Regel trägt er einen

Rollkragenpullover, darüber einen schlecht-sitzenden Anzug und bringt mit seiner Pädagogennattitüde Schulfernsehästhetik aus den 1980er Jahren zurück auf den Bildschirm.

Was die Fernsehverantwortlichen nicht gemerkt haben: Viele Radioleute sind mit gutem Grund beim Radio. Filmexperte Michael Sennhauser, ein kompetenter Mann, gab vor der Oscar-Nacht in der «Tagesschau» seinen Kommentar ab. Leider konzentrierte man sich als Zuschauer weniger auf seine Aussagen als auf seine schiefe Zahnstellung. Fernsehen ist gnadenlos. Bei SRF sieht man das anders. In einer Stellungnahme schreibt das Unternehmen: «SRF stellt grundsätzlich niemanden vor die Kamera, der dafür nicht geeignet ist.»

Optische Ausrutscher und eine Anhäufung banaler Gespräche mag man als Kollateralschäden der neuen Strategie durchgehen lassen – solange kompetente und eloquente Reporter wie Jonas Projer oder Werner van Gent zu Wort kommen. Doch die Inflation an SRF-Selbstgesprächen führte zuletzt zu journalistischen Fehlleistungen. So wandte sich «Tagesschau»-Moderatorin Katja Stauber nach der Amoktat in Menznau an Reporter Raphael Amrein: «Man weiss also noch nichts über das Motiv [des Täters], also müssen wir spekulieren.» Amrein spekulierte, gab jedes Gerücht weiter, das er irgendwo aufgeschnappt hatte, dass der Täter psychische Probleme gehabt haben könnte oder dass die Möglichkeit eines Beziehungsdelikts bestehe. Gerüchte zu verbreiten, ist das genaue Gegenteil vom eigenen Anspruch, in Nachrichtensendungen «Vertiefung» und «Einordnung» zu bieten.

Missglückt war auch der Versuch, nach der Oscar-Nacht einem leichten Thema durch eine Live-Schaltung Gewicht zu geben. Die Reporterin Annina Frey in Hollywood brachte vor lauter Stottern kaum einen klaren Satz hervor. Drei qualvolle Minuten versuchte sie in der «Tagesschau» vergeblich, die Entscheidungen der Oscar-Academy zu erklären.

Die Sport- und die Unterhaltungsredaktion machen ebenfalls häufig von der bequemen Möglichkeit Gebrauch, auf hauseigene Interviewpartner zurückzugreifen. Das People-Magazin «Glanz & Gloria» berichtet zum Beispiel regelmässig über Schwangerschaften eigener Moderatorinnen. Kürzlich unterzog es gar die beiden Wirtschaftsredaktoren Marianne Fassbind und Reto Lipp (nicht liiert) einem «Harmonie-Test», inklusive rosa Herzchen. Mit dem Resultat: Sie sind ein Traumpaar. ○

Globale Fasnacht

Die neue Facebook-Suchmaschine Graph Search legt intimste Informationen der Nutzer offen – zum Frust von Datenschützern. Mit der Technologie könnte sich ein Spiel der Identitäten entwickeln.

Von Michael Schindhelm



Der amerikanische Soziologe Richard Sennett hatte 1977 den Verfall der Öffentlichkeit verantwortlich gemacht für das, was er «die Tyrannei der Intimität» bezeichnete. Das war zwanzig Jahre vor dem Launch der Fernsehserie «Big Brother». GSM-fähige Mobiltelefone, einst Symbol für die epidemische Ausbreitung des Privaten im öffentlichen Raum, gibt es hierzulande seit den frühen Neunzigern.

Facebook und andere soziale Netzwerke haben in der jüngsten Vergangenheit bislang ungeahnte Möglichkeiten öffentlicher Kommunikation erschlossen und etwa für Demonstrationen oder Hilfsaktionen mobilisiert. Sie haben aber auch im Sinne Sennetts die Tyrannei der Intimität verstärkt: kaum eine Banalität, die nicht auf einem Foto festgehalten und im Äther verbreitet wird. Was aber für den Informationsmarkt wichtiger ist: Millionen von Nutzern haben freiwillig unzählige persönliche Daten an Facebook ausgeliefert.

Nun hat Facebook ein Instrument entwickelt, durch das sich die Freigebigkeit mit Selbstauskunft bis ins Unermessliche steigern lässt: die Suchmaschine Graph Search. Gut möglich, dass daraus eine Suchmaschine wird. Man stelle sich vor, was passiert, wenn Google die persönlichen Profile von Facebook-Freunden analysiert und mit den ungezählten Profilen anderer Nutzer auf dem Globus vergleicht und verknüpft. Das genau macht die neue Suchmaschine. Graph Search hat bislang, gemessen an ihrem Potenzial, zwar noch eine geringe Beteiligung, doch das wird sich ändern.

Hitlers Facebook-Freunde

Die *New York Times* hat bereits einen Eindruck von dem vermittelt, was man in Zukunft unter anderem so alles herausfinden kann: Zum Beispiel bekennen sich Frauen dazu, mit Männern verheiratet zu sein, die sich als Singles bezeichnen. Oder Kubaner, dass sie den Kapitalismus und Milton Friedman schätzen. Graph Search weiss auch, dass Hitler viele Facebook-Freunde hat, dass davon nur neun aus Deutschland kommen, von denen einer einen muslimischen Namen trägt und angeblich für die Nasa arbeitet.

Gigaom, eine Website, die sich seit Jahren kritisch mit der Anwendung neuer Online-Technologien auseinandersetzt, sieht mit

Graph Search das Ende der Privatsphäre gekommen. Von nun an herrsche «obscurity». Das könnte man vielleicht mit Grauzone übersetzen. Die Grauzone der öffentlichen Privatsphäre beziehungsweise der privaten Öffentlichkeit ist also noch grauer geworden.

Gemäss der Organisation Privacy International ist weltweit das Recht auf Privatsphäre in den meisten Ländern bedroht. Laut einem ausgeklügelten Index gehören die USA und Grossbritannien in die gleiche Kategorie wie Russland und China, nämlich zu den so-



In der Grauzone: Facebook-Chef Zuckerberg.

nannten «endemischen Überwachungsgesellschaften». Die Schweiz gehört zu den Ländern mit einem «abgeschwächten Schutz der Privatsphäre». Und doch haben Facebook und seine Suchmaschine Graph Search nicht allzu viel mit den sinistren Kontrollsystemen gemein, die Staatsorgane anwenden, um ihre Bürger zu bespitzeln. Es ist schliesslich der Facebook-Freund selbst, der Auskunft über sich erstattet. Dieser entscheidet, was er einer anonymen Öffentlichkeit über sich mitteilt und was er von ihr fernhält. Er entscheidet damit auch, inwieweit er die Wahrheit über sich preisgibt oder lieber seiner Sehnsucht nach

einer Legende oder einer Fantasie-Existenz freien Lauf lässt.

Der Autor des erwähnten Artikels der *New York Times* nimmt die Einträge offenbar ausnahmslos für bare Münze und staunt über den Facettenreichtum und die Widersprüchlichkeit der heutigen Welt. So entdeckt er unter anderem Al-Qaida-Anhänger, die gleichzeitig Eminem-Fans sind, und Mormonen, die bekennen, schwul zu sein. Vielleicht stimmt es aber auch nicht, denn Facebook prüft ja nicht den Wahrheitsgehalt von Informationen.

Graph Search könnte sich also in erster Linie als ein neues Spiel mit der Identität entpuppen, eine Art globaler Facebook-Fasnacht. Die Suchmaschine könnte unter anderem die Kreativität von Nutzern sozialer Netzwerke im Erfinden von alternativen, virtuellen Lebensentwürfen und -beziehungen stimulieren. Wenn es erlaubt ist, alles über sich preiszugeben, kann man auch verraten, was man nicht ist, aber gerne wäre oder auf keinen Fall sein möchte. Insofern trägt diese Suchmaschine auch zur Wiederverschleierung enthüllter Privatsphäre bei.

Freie Meinungsäusserung ist ein Menschenrecht wie dasjenige auf den Schutz der Privatsphäre. Allerdings gab es bisher Spielregeln, die festlegten, welche Art von Meinung schützenswert ist und welche nicht – oder welche sogar verboten werden muss: diffamierende oder unwahre Meinungen etwa.

In einer grauen Öffentlichkeit, in der getürkte und echte Identitäten nebeneinander existieren, wird es erheblich schwieriger sein, solche Spielregeln anzuwenden oder neue, angemessene zu erfinden. Dies wäre aber nötig, um einer Suchmaschine die Glaubwürdigkeit zu verleihen, Verlässliches über die soziale Wirklichkeit mitzuteilen, selbst wenn man die Öffentlichkeit als eine Grauzone akzeptiert.

Sicherlich ist Graph Search ein Instrument zur Marktanalyse. Vor allem ist es aber ein Spielzeug für die sogenannte Community. Ernstzunehmende Suchmaschinen müssen jedoch die Realität widerspiegeln können. Die ungelöste Frage für Graph Search und seine Nutzer wird bis auf weiteres lauten: «Wie hältst du es mit der Wahrheit?»

Michael Schindhelm ist Autor und Theaterintendant. Von 1996 bis 2006 war er Direktor des Theaters Basel.

Eckpfeiler der Liebe

Machen es Männer anders als Frauen? Und warum küssen sich Menschen überhaupt? Noch heute verrät der Kuss viel mehr, als Küssende ahnen. Eine Forschungsreise durch die Geschichte einer schlichten Geste. Und eine Anleitung. *Von Andreas Kunz*



«Küssen ist der Schlüssel zur emotionalen Ebene einer Frau.»

Küsse lügen nicht: Mit jemandem, für den man nichts mehr empfindet, kann man zwar Liebe machen und Vergnügen daran finden. Langsame und sinnliche Küsse wären aber eine Qual. Die Berührung der Lippen ist die vielleicht intimste Bekundung der Gefühle. Der genaueste Barometer für den Zustand eines Paares.

Der Kuss ist eine schlichte, aber aussagekräftige Geste. Freunde küssen sich zur Begrüssung und zum Abschied auf die Wange. Der Sportler küsst seine Medaille. Küsse auf die Füsse oder die Reliquien des Herrschers galten früher als Zeichen der Unterwerfung nach erbittertem Kampf. Es gibt wollüstige Zungenküsse, hingehauchte Luftküsse, edle Handküsse und verräterische Judasküsse. Manche schmecken nach Resten von Schokolade oder Waffeln mit Puderzucker, andere nach den Tanninen eines Rotweins und dem Nikotin von Zigaretten. Es gibt Küsse, bei denen die Neuronen im Gehirn schier explodieren – bei anderen holt man sich Herpes oder die Grippe. Auch Tiere küssen sich: Elefanten stecken sich gegenseitig den Rüssel ins Maul, Vögel reiben ihren Schnabel aneinander, Füchse lecken das Gesicht des Partners, und Fische können Hunderte Meter küssend durchs Wasser schwimmen.

Woher der Kuss aber kommt, wie er sich verändert hat und welche Geheimnisse in ihm stecken, ist kaum erforscht. Während Psychologen und Sexologen den Geschlechtsakt bis ins letzte Detail untersucht und gedeutet haben, wartet man auf eine abschliessende wissenschaftliche Untersuchung des Kusses bis heute vergebens. Zwar gibt es die Philematologie – die Wissenschaft des Kusses –, doch sie beschränkt sich allzu oft auf Nebensächlichkeiten wie die durchschnittliche Länge eines Kusses (12 Sekunden), die Zahl der Gesichtsmuskeln, die dabei bewegt werden (je nach Intensität bis zu 38), die Menge der freigesetzten Bakterien (40 000) oder die Zusammensetzung des ausgetauschten Speichels während eines Zungenkusses (61 mg Wasser, 0,7 mg Eiweiss, 0,16 mg Drüsensekret, 0,45 mg Salz und 0,76 mg Fett).

Augen lecken, Wimpern knabbern

Warum aber küssen wir uns überhaupt? Fest steht, dass die Praktik nicht universell ist. Vor der Globalisierung wussten zahlreiche Kulturen überhaupt nichts vom Kuss. In manchen Eingeborenenstämmen leckte man sich gegenseitig die Augen und knabberte an den Wimpern, um seine Zärtlichkeit zu bezeugen. Andere Urvölker glaubten, man sauge sich beim Küssen die Seele aus dem Leib. In Japan war der Kuss als öffentliches Zeichen der Zuneigung noch im 19. Jahrhundert unbekannt. Auch die nordamerikanischen Indianer wussten nichts davon. In China war der Kuss strikt erotischen Spielen vorbehalten; einige Chinesen dachten gar, dass küssende Menschen einander aufessen wollten. Die Bewohner Feuerlands

rieten ihre Wangen aneinander. In Lappland oder Sibirien war der Riechkuss beliebt, bei dem man die Nasen aneinanderlegt und mit geschlossenen Augen lange ein- und wieder ausatmet. Es gibt Philematologen, die vermuten, dass noch im Jahr 1900 der Schnüffelkuss mit der Nase weltweit verbreiteter war als der Kuss auf den Mund.

Bis heute unterscheidet der Kuss die Kulturen. In Ländern wie Dubai, Malaysia oder den Vereinigten Arabischen Emiraten herrscht öffentliches Kussverbot. Nach islamischem Strafrecht müssen Nichtverheiratete einen Kuss mit bis zu 99 Peitschenhieben büssen. Auch in der Häufigkeit der Liebkosungen wollen Forscher Unterschiede festgestellt haben. Am Ende der Skala liegen die Koreaner, die sich nur jeden vierten Tag einen Kuss schenken. Es folgen die Japaner, die sich alle zwei Tage küssen («Den Fisch, den man geangelt hat, füttert man nicht», lautet ein altes japanisches Sprichwort). In China sind es 2,5 Küsse pro Tag. An der Spitze stehen die Franzosen, die sich täglich sieben Küsse geben.

Es gibt verschiedene Studien, die dem Geheimnis der feuchten Kulturtechnik auf die Spur kommen wollten. Die Knutschereien Dutzender Paare wurden untersucht, der Hormonhaushalt wurde gemessen, mal lief im Hintergrund eine Jazz-CD, mal standen Blumen und Kerzen auf dem Sofatischchen. Letztlich kam man immer wieder zur gleichen Vermutung: dass es Frauen beim Küssen eher darum gehe, potenzielle Partner auf ihre Tauglichkeit zu testen, während Männer hofften, dadurch schneller Sex zu haben.

Dieses Balzverhalten funktioniert, indem Männer die Frauen mit ihrem testosteronhaltigen Speichel in Kontakt bringen, um ihnen biochemisch «Lust auf Lust» zu machen, schreibt die US-Forscherin Helen Fisher von der Rutgers University in New Brunswick. Möglich sei es aber auch, dass Männer durch besonders feuchte Küsse den Östrogen-Gehalt im Speichel der Frau ermittelten, um so unterbewusst Aufschluss über deren Fruchtbarkeit zu erhalten. Generalisierbar seien diese Thesen nicht, beteuert die Forscherin. Belegbar sei einzig, dass Männer und Frauen unterschiedlich auf Küsse reagierten und ihren Speichel aus verschiedenen Motiven austauschten.

Tatsächlich haben es die Forscher auch schwer. «Nirgends wird so viel gelogen wie in der Liebe und der Sexualität – unbewusst wie bewusst», sagt die deutsche Philematologin Ingelore Ebberfeld von der Universität Bremen. Dem sei sie sich auch bewusst gewesen, als sie die bis heute weltweit grösste Kussstudie mit 514 Paaren durchführte. Sie zeigte, dass Mann und Frau tatsächlich unterschiedlich motiviert sind beim Küssen. Zwei Drittel der Frauen würden notfalls lieber ohne Sex leben, als aufs Küssen zu verzichten. Fast die Hälfte der Männer könnte sich eher ein Leben ohne Küssen

vorstellen. Und zehn Prozent der Befragten gaben an, überhaupt nicht gern zu küssen.

Frauen glaubten, dass ein Partner, der gut küsst, auch ein guter Liebhaber sein muss. Grundsätzlich schätzten sich Frauen selbst als die besser Küssenden ein. Während Männer zielgerichtet küssen und den Beischlaf stets im Hinterkopf behalten, können sich Frauen auch wollüstiges Küssen ohne Akt vorstellen. Kommen in einer Partnerschaft anfangs noch beide Seiten auf ihre Kosten, würden Frauen in einer längeren Beziehung diese «ziellosten Küsse» vermissen, sagt Ebberfeld. «Küssen ist der Schlüssel zur emotionalen Ebene einer Frau.» Trotzdem dürfe man einem Mann fehlende Kussbereitschaft nicht so leicht vorwerfen, wenn er aufgrund seiner Gene und Hormone «gefühlsmässig einfach nicht anders kann».

Der Geruch entscheidet

Eher unromantisch ist wahrscheinlich auch der Ursprung des Kusses. In den 1960er Jahren mutmasste der britische Zoologe Desmond Morris, dass der Kuss seine evolutionären Wurzeln in der mütterlichen Fürsorge habe, die sich durch Weitergabe zerkauter Nahrung an den Nachwuchs äussert – ähnlich wie dies heute bei Vögeln zu beobachten ist. Aus diesem Akt der Fütterung sei im Lauf der Jahrhunderte eine Geste geworden, mit der Mütter ihre Kinder beruhigten. Und noch viel später sei daraus der Kuss entstanden, der Liebe und Zuneigung zum Ausdruck bringe.

Anderer Meinung ist Ingelore Ebberfeld: «Sinn und Zweck ist das Riechen und Schmecken des Partners.» In ihrem Buch «Küss mich» ortet sie die archaischen Wurzeln des Kusses in der Zeit vor dem aufrechten Gang. Genauso wie es heute Tiere noch tun, haben sich auch unsere Vorfahren zur Begrüssung und zur Prüfung der Paarungsbereitschaft an ihrem Hinterteil berochen und beleckt. Entweder konnte man sich dabei riechen – oder eben nicht. Als sich der Mensch im Lauf der Entwicklungsgeschichte aufzurichten begann, verlagerte sich die Geste einfach von unten nach oben. «Beim Kuss nimmt der Mensch Geruch und Geschmack des Gegenübers wahr und kommt so unbewusst zu einer Einschätzung über das Immunsystem des Partners», sagt Ebberfeld. Und je unterschiedlicher die Gerüche seien, desto grösser ist die Immunität der Nachkommen bei Krankheiten.

Ebenso spannend wie die Theorien über das Küssen ist dessen Kulturgeschichte. Der älteste dokumentierte Kuss der Menschheitsgeschichte stammt von einem über dreitausend Jahre alten Flachrelief eines indischen Tempels. Die griechischen Dichter kannten den Kuss ebenfalls, beschrieben ihn jedoch nur zurückhaltend. Eine erste Typologie des Kusses entstand erst unter dem römischen Imperium: Es gab das *basium* (Lippenkontakt ohne Einführung der Zunge, ausgetauscht zwischen Mitglie-



Die weltweite Verbreitung des Kusses: Clark Gable und Vivien Leigh in «Vom Winde verweht», 1939.

dern der Familie), das *osculum* (für Paare, als Zeichen des Respekts) und das *suavium* (lasziver Kuss mit offenem Mund).

Vom «Küsserkönig» zu Marquis de Sade

Die frühen Christen übernahmen den Brauch mit Begeisterung, und sie wurden von Paulus von Tarsus ausdrücklich dazu ermuntert. «Grüsst euch untereinander mit dem heiligen Kuss», schrieb er am Ende des Römerbriefs. Tatsächlich erwarben sich die ersten christlichen Sekten den Ruf, ziemlich ausschweifend zu sein. Junge Leute, die sich weder kannten noch der gleichen Klasse angehörten, sollen sich ständig auf den Mund geküsst haben. Als die skandalösen Praktiken zu sehr überhandnahmen, sah sich Papst Innozenz III. zu Beginn des 13. Jahrhunderts gezwungen, den Brauch des Kusses unter den Brüdern und Schwestern abzuschaffen. Erlaubt blieben allein erotisch bereinigte Formen wie das Küssen des Maulesels des Papstes, der Ringe der Bischöfe oder der Reliquien der Heiligen.

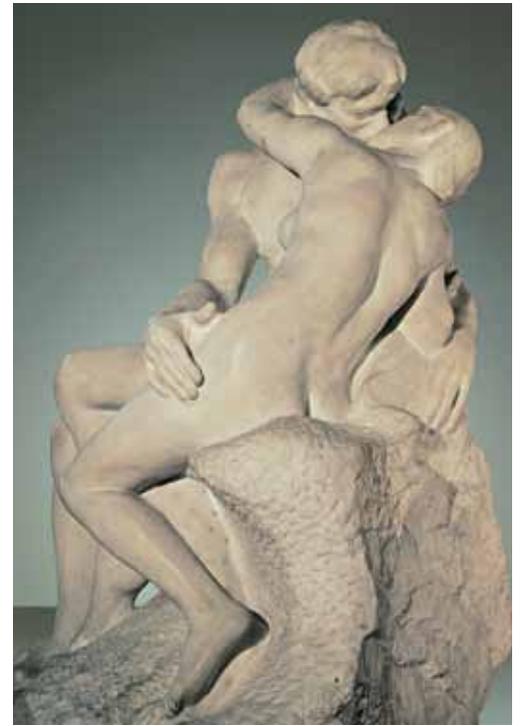
Seine Symbolkraft verlor der Kuss auch im Mittelalter nicht: Er besiegelte die Abhängigkeit zwischen Lehesherrn und Untergebenen. Sogar der Verlobungskuss war damals rechtlich bindend. Zurück zur Romantik hat der Kuss erst später gefunden. In seinem neuen Buch «Kleiner Versuch über das Küssen» beschreibt der französische Philosoph Alexandre Lacroix, wie die Künstler der Renaissance den Kuss «aus dem Quasi-Monopol der Kirche befreien» und zum «Eckpfeiler» dessen machten, «was wir heute die Liebe nennen». Als erster grosser Romantiker gilt Johannes Secundus (1511–1536), der das Kussgedicht als Genre etablierte: «Reiche die Lippen zum Kuss mir – so flehet’ ich – reizendes Mädchen! Wandtest den

Mund du schnell mir von dem Munde hinweg. Nein, mein liebliches Licht, nicht hast du den Kuss mir gegeben, gabst nach dem Kuss mir nur sehnhliche Flammenbegier.»

Für Lacroix begründeten die Verse des frühverstorbenen Secundus eine «enorme Aufwertung des Kusses». Auch Goethe schätzte den lyrischen «Küsserkönig» als Inspiration für seine Gedichte. Für Lacroix führten zwei französischsprachige Schriftsteller die Kussliteratur zu neuen Höhen: Jean-Jacques Rousseau und Marquis de Sade. Während Rousseau dem Kuss «seinen Naturgeschmack zurückgegeben» habe, war bei de Sade «von heissen, feurigen,



Zärtliche Rüssel: Elefanten.



Plastik von Aguste Rodin von 1888.

glühenden Zungen die Rede, die in die Münder der Partner hineinfahren, in sie dringen und brutal in ihnen wühlen, wie Dildos oder männliche Glieder».

In der Literatur hat der Kuss oft etwas Verhängnisvolles: von Shakespeares «Romeo und Julia» über Bram Stokers «Dracula» bis zu Hermann Hesses «Narziss und Goldmund», den der hingehauchte Kuss eines Dorf Mädchens zum Wechsel von der klösterlichen zur weltlichen Karriere veranlasst. Heinrich von Kleist betonte in seiner «Penthesilea» die erotische Verwandtschaft von Küssen und Beissen («Küsse, Bisse, das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt, kann schon das eine für das andre greifen»). – In den Märchen gibt es den Leben erweckenden, erlösenden Kuss wie bei «Schneewittchen», den Teufels- und Hexenkuss oder den Zauberkuss, mit dem der «Froschkönig» zum Prinzen wird.

Der Siegeszug Hollywoods

Vor dem Kuss zweier Liebender scheuen sich viele Romanciers. Um nicht in die Klischeefalle zu tappen, versuchen sie ihn mit Raffinesse zu umgehen. Alexandre Lacroix hat dafür eine Erklärung: «Männern ist das Küssen peinlich», schreibt er. «Sie machen sich nie daran, ohne eine gewisse Scham überbrücken zu müssen, was nebenher erklärt, dass sie so wenig darüber geschrieben haben – während der Koitus bei unseren männlichen Schriftstellern wahre Tintenströme freigesetzt hat.»

Auch in der Malerei wurde der Kuss eher stiefmütterlich behandelt. Da er die Münder, die Wangen, die Blicke und Physiognomien verbirgt, ist er kein dankbares Sujet. Erst Ende des 19. Jahrhunderts und bis in die 1920er Jahre gab es eine regelrechte Kussmode in der Malerei.

Nach den Ausschweifungen des 18. Jahrhunderts, in dem es in Gärten, Theatern oder Salons zu öffentlichen sexuellen Handgemenen gekommen war, verschwanden die Nacktheit und die Liebe in der bürgerlichen Gesellschaft im Schlafzimmer, wo das Paar allein war, vor Blicken geschützt. Der Mangel an öffentlichen Liebkosungen inspirierte die Maler, schreibt Lacroix. Zu den berühmtesten Werken gehören René Magrittes «Les Amants», Gustav Klimts «Der Kuss» oder Edvard Munchs «Sommernacht in Studentertunden», bei dem sich vier Paare auf einmal küssen.

Für die weltweite Verbreitung des Kusses – die längst nicht so weit zurückliegt, wie man annehmen könnte – ist ein anderes Liebespaar verantwortlich: Clark Gable und Vivien Leigh. Als 1939 «Vom Winde verweht» mit dem wohl berühmtesten Kuss der Filmgeschichte ins Kino kam, schmolzen die Zuschauer/-innen reihenweise dahin. Es folgten weitere Kussklassiker wie «Casablanca» oder «Wem die Stunde schlägt», in dem der raue Macho Gary Cooper von Ingrid Bergman sogar eine Gratislektion erhält («Ich weiss nicht, wie man küsst, sonst würde ich dich küssen. Wo sollen denn die Nasen hin?»).

Auch wenn diese Filmküsse gekünstelt waren, die Paare bestenfalls einfach die Lippen aufeinanderpressten und ihnen im schlechtesten Fall vor laufenden Kameras der Speichel her-

unterlief – der Siegeszug des Kusses war nicht mehr aufzuhalten. Für den Philosophen Lacroix ist es dem amerikanischen Kino und dessen weltweiter Verbreitung zu verdanken, dass sich der Mund-zu-Mund-Kuss als romantische Liebesbezeugung durchgesetzt hat.

«Wilder, härter, muskulöser»

Wer bis hierhin auf praktische Tipps für das Küssen gewartet hat, dem sei die Typologie von Lacroix empfohlen. In seinem wunderbaren Buch «Kleiner Versuch über das Küssen» unterscheidet er zwischen vier verschiedenen Arten des Küssens: Vor allem bei Jugendlichen beliebt sei die «Mischtrommel», bei der sich die Zungen energisch umeinander winden. Allerdings rufe diese «schön saftige, kraftvolle Knutscherei» im Erwachsenenalter eine «recht komische Wirkung» hervor. Reifer und raffinierter sei da schon die Technik des «Pinsels», bei der sich die Zungen «ohne Systemgedanken umherbewegen, hier leicht hervorschnellen, dort unvorhergesehen aufdrücken, da kapriziös entlangstreichen». Das Bemühen, in den Mund des anderen vorzudringen, könne sich jedoch auch «wilder, härter und muskulöser» gebärden. «Das würde ich die Technik des Stabes nennen», schreibt Lacroix. Ziel sei es, «in die weichliche Geziertheit des Kusses eine Steife, eine Scheinpenetration einzuführen». Auch hier lägen Parodie und Verfremdungs-

effekt jedoch nicht fern, warnt der Philosoph. Als weniger zielgerichtet und weniger wollüstig beschreibt er das «Endoskop», bei dem mit «quasiwissenschaftlicher Gründlichkeit» der Mund des Anderen erkundet werde. Die Technik erlaube es nebenbei, die vom klassischen Kuss vernachlässigten Mundpartien zu entdecken: «die Fältchen des Gaumens, die zarte Schwellung der Mandeln, die eindrucksvolle Steilwand der Backenzähne, das Zungenbändchen und das Fleisch der Wangen». Es sei ein wenig so, als spiele man beim Küssen Doktor. Die Neugier komme auf ihre Kosten, «ganz zu schweigen vom seltsamen Vergnügen, selbst Objekt der Inspektion zu sein».

Jede dieser Techniken könne selbstverständlich von Knabbern und Beissen begleitet sein. Insistiere man jedoch zu sehr auf der Technik des Kusses, laufe man Gefahr, ihn auf eine «Angelegenheit des Beherrschbaren» zu reduzieren. Das geheime Einverständnis eines sich küssenden Paares stelle sich aber nicht durch den «perfekten Ablauf der Operationen» her, sondern vielmehr «dank unterwegs auftauchender Zwischenfälle, Überraschungen, Stockungen». Aber auch wenn man noch so viel übe, am Partner, vor dem Spiegel oder am eigenen Unterarm – den perfekten Kuss, von dem statistisch erwiesen sei, dass er den meisten gefalle, könne man «höchstens von einem Roboter erwarten». ○

ROAMER

OF SWITZERLAND



SEAROCK

«Wir wussten nur: Es wird schlimm»

Der jüdische Historiker Edgar Feuchtwanger war in München Hitlers Nachbar. Wenn er seine Nase ans Fenster drückte, erlebte er als Kind Zeitgeschichte – bis er Deutschland verlassen musste.

Von Pierre Heumann und Philipp Ebeling (Bild)

Herr Feuchtwanger, Sie wohnten in Ihrer Jugend gegenüber der Münchner Wohnung von Adolf Hitler. Was haben Sie als kleiner Junge mitgekriegt?

1933, als er gerade Kanzler geworden war, wurde ich spazieren geführt . . .

. . . Sie waren damals acht Jahre alt . . .

. . . und gerade im Moment, als wir an seinem Haus vorbeigingen, kam er heraus und schaute uns an, und wir haben ihn angeschaut. Er hatte einen weissen Regenmantel an mit Gurt und einen Schlapphut. Ein paar Leute, die zufällig da waren, schrien «Heil Hitler», und er lüftete seinen Hut ein bisschen, grüsste mit vorgehaltenem Arm und stieg dann ins Auto.

Sie lebten im «Mittelpunkt des Orkans», wie Sie in Ihrer Biografie schreiben. Ihre Wohnung war an der Grillparzerstrasse 38, diejenige von Hitler quer gegenüber am Prinzregentenplatz 16. Hatten Sie Angst?

Nein, Angst hat man vielleicht vor jemandem, der einen mit dem Stock bedroht, aber das hatte er ja nicht getan.

Aber in Ihrer Familie hatte man Angst.

Natürlich. Meine Eltern wussten, das ist eine sehr schlecht Sache für uns, für uns Juden und für alle Deutschen. Hitler, seine Absichten und seine Politik waren das beherrschende Thema in unserer Familie. Mein Onkel, Lion Feuchtwanger, hatte damals einen Bestseller geschrieben, in dem er vor Hitler und seiner Nazipartei warnte. Der Name Feuchtwanger war Hitler also bestimmt bekannt – und sehr negativ belegt.

Wie konnten Sie als Kind erkennen, dass Ihr Nachbar der Diktator ist?

Er hatte ja die ganze Szene gefüllt. Für den Normalbürger war er das Regime Hitler, bereits ab 1933. Er war die Personifikation des Regimes. Und ich konnte es auch daran sehen, was sich vor unserer Haustüre abspielte.

Was denn?

Er war damals schon der grosse Diktator, man wusste, das ist ein sehr wichtiger Mann. Wenn er zu Hause war, waren seine Mercedes-Autos vor seinem Haus geparkt. Dann konnte man nicht mehr auf dem Trottoir gehen. Ab und zu kam er plötzlich raus, und da waren zuerst die drei Chauffeure, die machten die Motoren an, und dann folgte die SS, seine Leibwache, die Fahrer gingen in die Autos, und schliesslich kam er selber, mit der Hand zum Gruss

vorgestreckt. Er stieg ins erste Auto ein, neben dem Fahrer.

Als Kind spürten Sie, wie sich die Nachbarschaft des Diktators auf Sie auswirkte. Einmal, so schreiben Sie, gab es plötzlich weniger Milch als gewöhnlich.

1930 oder 1931 sagte mir meine Mutter: «Wir haben jetzt nicht viel Milch, der Milchmann sagt, er müsse mehr Flaschen als sonst bei Hitler abliefern.» Ich spürte intuitiv, wie prominent dieser Mann war.

Wie denn zum Beispiel?

Hitler und ich hatten damals denselben Zahnarzt, und im Wartezimmer war man ständig darauf vorbereitet, dass Hitler demnächst erscheinen würde. Wie stellt man sich das vor? (*Lacht*) Das war am Anfang seines Aufstiegs, danach hatte er ja wohl seinen Hofzahnarzt. Das Treiben um diesen Mann erweckte meine kindliche Neugierde. Als Achtjähriger wollte ich zum Beispiel einmal sehen, ob auf der Klingel «Hitler» steht. Doch an Hitlers Haustüre war kein Schild mit dem Namen Hitler angebracht. Angeschrieben war «Winter», das war der Name seiner Haushälterin, wie ich später erfuhr.

Weshalb denn das?

Man wollte wohl nicht den Namen Hitler hinsetzen, sonst hätten die Leute ständig geläutet. Zunächst führte ja seine Halbschwester den Haushalt, die hiess Angela Raubal, und mit deren Tochter Geli hatte Hitler eine Affäre, vermutet man. Diese Tochter hatte sich 1931 in der Wohnung erschossen. Das Zimmer, in dem sie sich umgebracht hatte, blieb unverändert und unzugänglich wie eine Art Heiligtum. Als die Raubal wegging, war seine Haushälterin dann eben diese Frau Winter, deren Mann ein Feldwebel war.

Weshalb hatte Hitler eigentlich die Wohnung in München all die Jahre behalten, obwohl er in Berlin engagiert war?

Vielleicht weil sich dort seine Geliebte umgebracht hatte. Aber die Wohnung war auch ein praktischer Halteplatz für ihn. Er wollte ja oft in seine Residenz im Obersalzberg bei Berchtesgaden. Damals konnte man nicht oft fliegen, das hing stark vom Wetter ab. Man konnte Hitler manchmal auch im Liegestuhl im Garten der Villa von Heinrich Hoffmann, seinem Fotografen, sehen, an der ich jeden Tag auf dem Weg zur Schule vorbeikam.

Vor Ihrer Haustüre hat sich Weltgeschichte abgespielt. Sie haben zum Beispiel miterlebt, wie Neville Chamberlain, der dama-

lige britische Regierungschef, oder Benito Mussolini, der Duce, Hitler besuchten.

1938 war viel Betrieb. Menschenmengen sammelten sich vor unserem Haus auf der Strasse, und da bin ich natürlich auch schon mal stehen geblieben. Man wusste nicht immer genau, wer die Leute waren, die bei Hitler ein und aus gingen. Durch die Menge ging aber einmal das Gerücht, das sei Mussolini, ein anderes Mal hiess es, das sei Chamberlain, aber ganz sicher war man sich nicht. Man weiss heute aber, dass Hitler Chamberlain zu sich nach Hause eingeladen hatte, und in dieser Wohnung wurde ein Papierblatt unterzeichnet, das Chamberlain nach seiner Rückkehr in London als «peace in our time» pries. Wir wussten aber, dass Hitler dieses Papier kaum angeschaut hatte, das war für ihn vollkommen bedeutungslos. Chamberlain war zwar davor gewarnt worden, Hitler zu trauen, aber er nahm diese Warnungen nicht ernst.

Sie waren Ihr Leben lang Wissenschaftler, schrieben über Benjamin Disraeli, der im 19. Jahrhundert britischer Premier war, Sie forschten über das englische Königshaus und publizierten über das viktorianische Zeitalter und den Zweiten Weltkrieg. Deshalb die Frage: Was ist Ihrer Meinung nach mehr geeignet, Geschichte zu analysieren und zu reflektieren: eine wissenschaftliche Analyse oder Erinnerungen von Zeitzeugen?

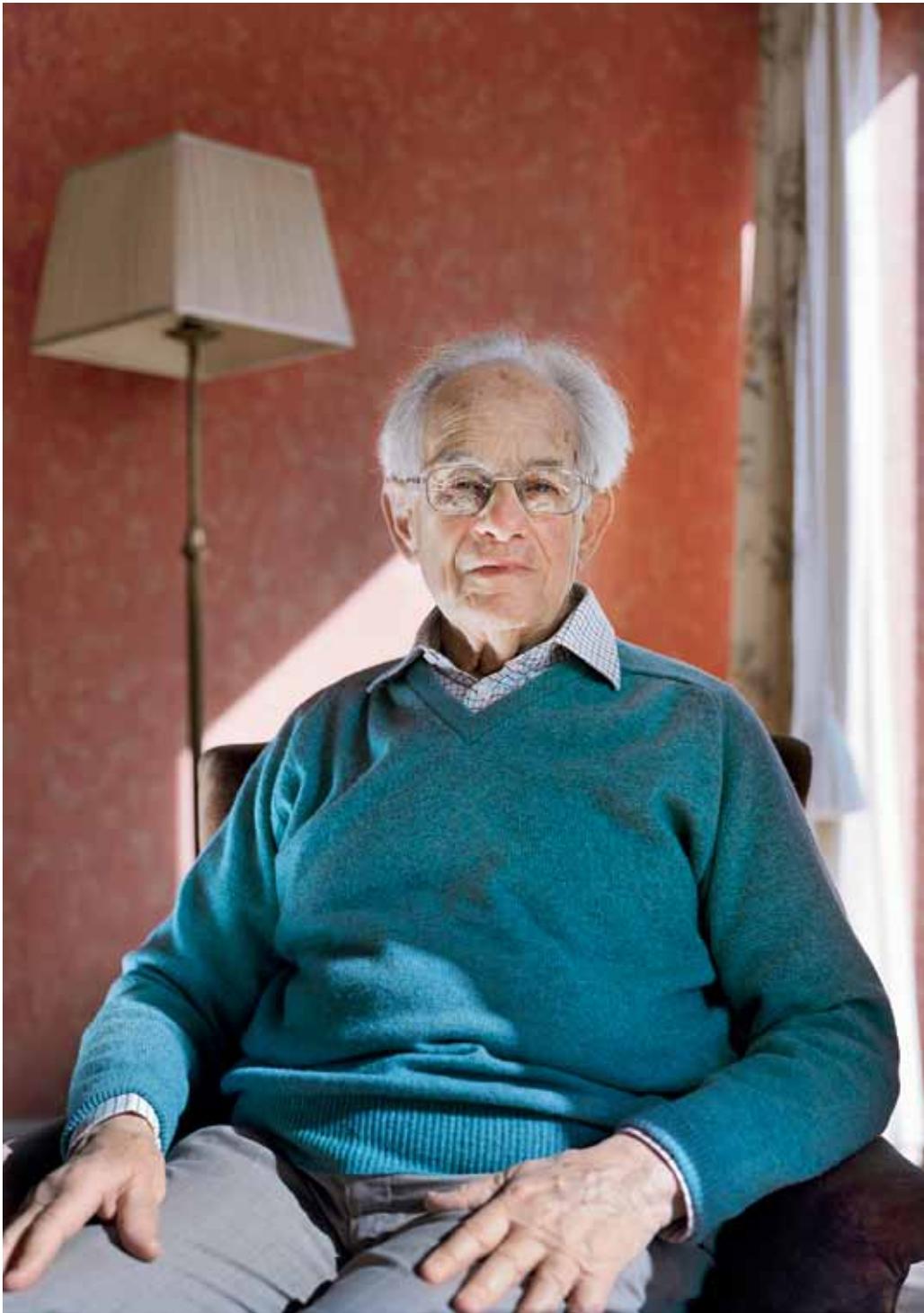
Es braucht natürlich historische Analysen, um zu begreifen, was geschah. Wenn man bloss seine Nase ans Fenster drückt, weiss man nicht genau, was los ist.

Wo liegt denn der Wert der mündlichen Geschichte?

Die sogenannte Oral History ist schon recht wichtig. Auch wenn die Vergangenheit in Geschichtsbüchern aufbereitet und wissenschaftlich eingeordnet wird, hat man oft ein falsches Bild davon, wie das möglich war. Es ist deshalb wichtig, Zeitzeugen zu befragen.

In Ihren Erinnerungen vermitteln Sie anschaulich, wie Hitler seinen Personenkult installiert hat.

Das habe ich in der Volksschule erlebt, wo ich zum Beispiel Hakenkreuze zeichnen musste und über die Leistungen Hitlers «informiert» wurde. Vielleicht war Hitler, zusammen mit Joseph Goebbels, seinem Propagandachef, der Erste, der den Aufbau eines Personenkults perfektionierte. Die Medien mussten immer wieder darüber berichten, wie er eine Autobahn eröffnete, ein neues



«Hitler und ich hatten denselben Zahnarzt»: Zeitzeuge Feuchtwanger.

Theater einweihte. Man konnte kaum Atem schöpfen, da war schon wieder was. Er fuhr in Booten den Rhein runter, oder er zeigte sich bei den Festspielen in Bayreuth. Es hiess also immer: Hitler, Hitler, Hitler.

Wäre dieses PR-Machwerk heute noch möglich?

Ich glaube nicht, denn es zeigt sich ja, dass selbst in autoritären Regime etwas von aussen ins Innere dringt, über das Internet, das kann man nicht ganz unterbinden.

Der Soziologe Max Weber schrieb damals über die Notwendigkeit, einen charismatischen Politiker an der Spitze zu haben.

Im weberschen Konzept war Politik nicht mehr die Politik der Eliten, sondern die

Politik der Massen. Um die Massen in Schach zu halten oder zu kontrollieren, brauchte man eine charismatische Persönlichkeit, und dann haben viele Deutsche, auch Intellektuelle, gesagt, Hitler sei vielleicht diese Persönlichkeit. Leute, die vernünftig waren oder demokratisch, konnten sich indessen nicht vorstellen, dass dieser Mann ein ganzes Land in Schach halten kann.

Wie ist es ihm gelungen?

Die Voraussetzungen waren günstig. Er hatte diese Propagandamaschine geschaffen. Zudem war er ab Mitte der dreissiger Jahre sensationell erfolgreich. Er hatte einen Coup nach dem anderen gelandet – aussenpolitisch. Er hatte das Rheinland besetzt. Die Franzosen

sagten nichts. Österreich nahm er ein, ohne einen Schuss abzufeuern, das wäre nicht mal Bismarck gelungen. Dann war die Tschechoslowakei an der Reihe. Worauf sich Hitler sagte: «Wenn ich nicht alle sechs Monate ein Land nehme, bin ich nicht mehr ganz oben, dann bin ich wie ein Seiltänzer, der ins Wanken gerät.» Hinter vorgehaltener Hand erzählte man sich: «Chamberlain takes his weekends in the country, Hitler takes a country at the weekend», oder, frei übersetzt: Chamberlain geht am Wochenende aufs Land, Hitler nimmt sich an Wochenenden ein Land.

Wären die Regierungen in Paris und London damals entschieden gegen die Expansionsgelüste Hitlers aufgetreten, wäre die Geschichte wohl anders verlaufen.

Mit Sicherheit. Chamberlains Politik war ein Riesenfehler – darüber wurden ja ganze Bibliotheken geschrieben. Wobei «Appeasement» bis Chamberlain ein respektables Wort war.

Gehen wir zurück in Ihre Jugend: Sie stammen aus einer angesehenen Intellektuellenfamilie, in Ihrem Haus gingen Geistesgrössen ein und aus. Haben Sie damals schon gespürt, dass diese Welt untergeht?

Das Ausmass des Verderbens konnte man damals nicht voraussehen. Wir wussten nur: Es wird schlimm. Von diesen Ängsten habe ich viel mitgekriegt. Nach der Kristallnacht wusste man definitiv: In Deutschland waren Juden nicht mehr sicher.

Sie sind dann 1939, also zum letztmöglichen Zeitpunkt, nach England geflüchtet.

Mein Vater hatte mich im Zug bis an die niederländische Grenze begleitet. In dem Zug wurden wir von SS-Männern kontrolliert. «Warum wandern Sie nicht aus?», fragten sie meinen Vater. Er würde das gerade vorbereiten, sagte er ihnen. Das war es, was sie hören wollten, bevor sie sich die «Endlösung» ausdachten: dass Juden «freiwillig» auswanderten.

In deutscher Übersetzung erschienen Ihre Bücher bei Duncker & Humblot, also dort, wo Ihr Vater bis 1936 als akademischer Leiter wirkte, bevor er Knall auf Fall entlassen wurde, weil er Jude war. Was ist das für ein Gefühl für Sie, heute beim selben Verlag zu publizieren?

Meinen Vater hätte es gefreut. Auch John Maynard Keynes hatte er übrigens in den Verlag gebracht. Das letzte Buch, das mein Vater verlegen konnte, bevor er als Nichtarier herausgeworfen wurde, war die «Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes» von Keynes – ein Buch, das gerade heute wieder viel zu reden gibt.

Edgar Feuchtwanger, 89, emeritierter Geschichtsprofessor, lebte als Kind mit seiner Familie in München in der Nähe der Privatwohnung von Adolf Hitler. Feuchtwangers Buch «Hitler, mon voisin: Souvenirs d'un enfant juif» erscheint im Herbst im Siedler-Verlag.



«Darf ich mit dir während deines Schulsemesters ausgehen?»: Petronella Wyatt (3. v.l.), Eltern (l.), Politiker-Ehepaar Lamont (M., sitzend), 1986 in Italien.

Bekenntnisse einer Lolita

Als ich Teenager war, konnten die berühmten Freunde meines Vaters nicht die Finger von mir lassen. Mich hat das nicht gestört. Im Gegenteil.

Von *Petronella Wyatt*

Die Sonne brannte auf die Villa am Mittelmeer nieder, und ich war geblendet – nicht von der Helligkeit des Tages, sondern vom Ruhm des älteren Herrn, der neben mir sass. Der legendäre Schauspieler Laurence Olivier war ein Bekannter meines Vaters, der ein Haus gemietet hatte, das nicht weit vom Ort entfernt war, wo Olivier seine Ferien verbrachte. Olivier hatte an jenem Tag meinen Vater und mich zum Mittagessen eingeladen. Die andern waren schwimmen gegangen und hatten Olivier und mich alleine zurückgelassen.

Er fragte mich, wie alt ich sei, und ich antwortete, ich sei fünfzehn. Eine «San Quentin quail [Wachtel]», wie sie in Hollywood zu sagen pflegten», meinte er darauf. «Was ist das?», fragte ich. Ich hatte keine Ahnung, dass dies eine Anspielung auf das berüchtigte kalifornische Gefängnis war.

Es stimmt, dass ich damals bereits sehr kurvenreich war und oft für achtzehn gehalten wurde. Olivier liess sich nicht entmutigen. «Komm und sitz auf meinen Schoss», forderte er mich auf. Ich erstarrte in Ehrfurcht, und es kam mir gar nicht in den Sinn, dass ich mich seinem Wunsch nicht fügen sollte. Nachdem ich auf seinem Schoss Platz genommen hatte, drückte er einen nassen Kuss auf meine Lippen. Es war kein angenehmes Erlebnis, denn sein Atem roch wie derjenige eines ausgehungerten Präriehunds. Er machte mir ein Kompliment zu meinen Brüsten und berührte die eine mit seiner Hand. Dann seufzte er, liess mich los und dankte mir dafür, dass ich zu einem alten Mann nett gewesen sei.

Zweifellos werden sich nun viele über solches Verhalten empören. Sie werden sagen, Olivier habe mich belästigt und er hätte andere ähnlich

belästigen können. Sie werden annehmen, ich sei traumatisiert worden und hätte meine Unschuld verloren. Wie voll von rechtschaffener Empörung darüber müsse mein Vater gewesen sein, was seinem kostbaren Kind geschehen war.

In Tat und Wahrheit fühlte ich mich noch nie in meinem Leben so geschmeichelt. Auf dem Rückweg platzte ich fröhlich heraus: «Er begrabschte mich! Laurence Olivier begrabschte mich!» Geriet mein Vater deshalb in Wut und schwor Rache? Nein, er lachte: «Der alte Teufelskerl! Hat er sonst noch etwas getan?» Als ich sagte, Olivier habe mich auch noch geküsst, fragte mein Vater: «Hast du es genossen?» Viele werden nun sagen, mein Vater hätte zusammen mit Olivier ins Gefängnis gehört. Doch als ich aufwuchs, machten sich manche der Freunde meines Vaters an mich heran, und wenn ich jeden verklagt hätte, wäre ich heute noch vor Gericht.

Neben Olivier waren da auch noch der Fernsehmoderator Robin Day, der Schauspieler Albert Finney und Lord Lambton, der notorische konservative Minister, der heimlich fotografiert wurde, wie er im Bett mit zwei Prostituierten Cannabis rauchte. Unter den Anmachern waren auch Politiker und Mitglieder des Adels, die heute noch leben. Ob zu Recht oder zu Unrecht, ich wurde so erzogen, dass solche Dinge einfach zum Leben gehörten. Wenn ein Mann an einem Mädchen Gefallen fand, befahlen ihm seine Gene, sich an es heranzumachen.

Kürzlich sagte Prof. Linda Merrick vom Royal Northern College of Music, viele Lehrer seien heute nicht mehr bereit, Schülerinnen traditionelle Privatstunden (bloss zu zweit) zu geben, weil sie befürchteten, des sexuellen Missbrauchs angeklagt zu werden. Wenn man sich nicht gegen das Verhalten solcher Männer wehre, meinte die Professorin, könne dies in Hexenjagden münden. Ich bin der gleichen Meinung. Es ist Zeit, dass wir alle erwachsen werden. Was ist denn so schlimm daran, wenn ein Mann, dessen beste Jahre vorbei sind, gelegentlich einen wehmütigen Annäherungsversuch macht? Der Sieger von Waterloo, der Herzog von Wellington, tat dies, ebenso die grossen Premierminister Lord Melbourne und Lord Palmerston. Ein anderer Premier, Lloyd George, war bekannt als «der alte Geissbock». Heute würden solche kleine Sünden diese Männer für ein hohes Amt unwählbar machen. Auch viele der grössten Geister unserer Geschichte würden gejagt und verachtet.

Freunde fürs Leben

Nehmen wir als Beispiel das verstorbene Genie Robin Day, einen der engsten Freunde meines Vaters. Er hatte ein enthusiastisches Interesse am weiblichen Geschlecht. Day interessierte sich für mich, als ich noch sehr jung war und wie er entdeckte, dass ich gerne seine Lieblingslieder der vierziger Jahre sang. Als ich siebzehn wurde, lud er mich zum Abendessen in ein teures Restaurant ein. Ich war herausgeputzt und hatte ein sehr vorteilhaftes Kleid von meiner Mutter geborgt, die mein Rendezvous mit dem geschätzten Freund meines Vaters voll billigte.

Nach dem Essen lud mich Day ein, in seine Wohnung zu kommen, um Platten zu hören. Als die Musik spielte, begann er mit mir zu tanzen. Seine Hand wanderte von meinem Rücken zu meinem Hintern. Ich befreite mich und setzte mich auf das Sofa. Day setzte sich neben mich. «Möchtest du denn nicht in den Armen eines Mannes gehalten werden?», fragte er. Er legte einen seiner Arme um mich. Es folgte ein kleineres Gerangel, und ich sagte, ich müsse jetzt nach Hause. Er rief einen Taxi und half mir beim Einsteigen. Wiederum war ich keineswegs bekümmert. Eigentlich tat mir der alte Knacker leid. Obschon Day dann noch mehrmals erfolglos versuchte, mich zu verführen, blieben wir bis zu seinem Tod Freunde.

Dann gab es da auch noch den Filmstar Albert Finney. Er war ein passionierter Besucher von Pferderennen, und als wir uns erstmals begegneten, war mein Vater Präsident des staatlichen Wettbüros. Finney kam oft auf verschiedenen Rennbahnen zum Lunch in unsere Loge. Ich war fünfzehn, sah aber älter aus, als er sich über dem Chablis mir zuwandte und extravagante Komplimente machte: «Du siehst aus wie die junge Liza Minnelli. Sie war eine sehr sexy Frau», sagte er einmal, wobei er, möglicherweise ungewollt, seine Hand auf meinen Schenkel legte. «Darf ich mit dir während deines Schulsemesters ausgehen?», fragte er mich. «Ja, gerne», sprudelte es aus mir heraus.

«Ich bin im Schlafzimmer»

Meine Wut kannte keine Grenzen, als ich meiner Mutter von der Einladung erzählte und sie mir die Verabredung mit der Begründung verbot, dass Finney eine feste Beziehung zur Schauspielerin Diana Quick habe. Kurz darauf linderte sich meine Enttäuschung, als ich dem notorischen Tony (Lord) Lambton vorgestellt wurde. Lambton, der nach einem Sexskandal seinen Ministersessel räumen musste, verbrachte den grössten Teil des Jahres in einer prächtigen Villa in der Nähe von Siena. Auf seinem Grundstück gab es auch ein kleineres Haus, das mein Vater, der Lambton seit langem kannte und ihn gut mochte, gemietet hatte.

Es war Sommer, als wir zu Lambtons Villa zum Lunch fuhren. «Du wirst jetzt einen bösen Grafen kennenlernen», sagte mein Vater. Er hatte recht. Lambton, der immer dunkle Brillen trug, war einer der berühmtesten Don Juans des letzten Jahrhunderts. Er muss damals schon in seinen späten Sechzigern gewesen sein, aber seine Libido schien nicht abgeflaut. Er erklärte mich zu «einer grossen Schönheit, wie eine von Tau befeuchtete Lilie». Unterdessen rutschte seine Schwimmhose von seinem Hinterteil hinunter. «Bist du eine Jungfrau?», fragte er. «Ja», antwortete ich verwirrt. Glücklicherweise wurde das Gespräch abrupt beendet, als ein Hausgast auftauchte und ich einen raschen Abgang machen konnte. Als ich meinem Vater von der Begegnung erzählte, amüsierte er sich sehr. Tags darauf schickte er mich mit einigen Büchern zu Lambtons Villa. Niemand schien anwesend zu sein, weshalb ich in den ersten Stock ging und seinen Namen rief. «Ich bin im Schlafzimmer», brüllte er zurück, und gleichzeitig schlug er die Tür auf. Ich starrte auf seinen splitter nackten Körper. Kein erbauernder Anblick. Ich warf ihm die Bücher zu und verschwand.

Dies beschämte ihn keineswegs, und er flirtete mit mir auch bei späteren Gelegenheiten weiter. Oft versuchte er, mich beschwipst zu machen, weil ich, wie er sagte, dadurch gefügiger würde. Vom Alter von dreizehn an ermutigte mich übrigens mein Vater, Wein zu trinken, und ich war rasch einmal betrunken. >>>

Personen

«Grossinquisitor»

Die Flirts der jungen Engländerin Petronella Wyatt.



Laurence Olivier, später Lord Olivier (1907 bis 1989), gilt als der wohl grösste britische Schauspieler des vergangenen Jahrhunderts. Er wurde als Theaterdarsteller für seine Interpretation der Shakespeare-Rollen berühmt. Er spielte auch die Hauptrollen in den Verfilmungen von «Hamlet», «Richard III» und «Henry V». Elf Mal wurde er für den Oscar nominiert, und drei Mal gewann er die Auszeichnung. Olivier betätigte sich auch als Regisseur und war der erste Direktor des von ihm mitgegründeten englischen Nationaltheaters. Er war mit den Schauspielerinnen Vivien Leigh und Joan Plowright verheiratet.



Albert Finney (geb. 1936) erlebte in den sechziger Jahren einen meteorhaften Aufstieg als Star des jüngeren britischen Theaters. Seither spielte er unzählige Charakterrollen, auch in Filmen, zuletzt diejenige des alten Schotten Kincade im James-Bond-Film «Skyfall – 007». Seine zweite Frau war die französische Schauspielerin Anouk Aimée.



Sir Robin Day (1923 bis 2000) war Grossbritanniens wohl bekanntester politischer Fernsehjournalist, der vor allem wegen seiner Interviews geschätzt wurde und sich den Übernamen «Grossinquisitor» verdiente.



Antony Lambton (1922 bis 2006), bekannt als Lord Lambton, legte seinen ererbten Adelstitel als 6. Earl of Durham ab, um im Unterhaus bleiben zu können. Als Unterstaatssekretär im Verteidigungsministerium musste er nach einem Sexskandal zurücktreten. (hpb)

Ebenso schamlos wie Lambton war ein Mitglied des Oberhauses, das meine Eltern und mich in sein Landhaus einlud. Einmal, als der Mann mich durch sein Treibhaus führte, küsste er mich. Ein anderes Mal, als er meinen Vater in unserem Londoner Haus anrief, um mit ihm die politische Lage zu besprechen, fragte er, ob er mit mir sprechen könne. «Dein Verehrer ist am Apparat», sagte mein Vater belustigt, «ich glaube, er möchte dich um ein Date bitten.» Ich fragte, ob ich hingehen sollte. Mein Bewunderer, obschon bereits in seinen Fünfzigern, hatte die Gestalt und das Gesicht einer griechischen Statue und ein laserscharfes Gehirn. «Ja», sagte mein Vater, «warum auch nicht? Er ist ein Mann von Geschmack. Es wird deinem Ego guttun, und du könntest gar etwas lernen. Natürlich will er, dass du mit ihm ins Bett gehst, aber so weit würde ich nicht gehen.» Tatsächlich lernte ich etwas. Ich lernte, die Männer zu nehmen, wie sie sind – fehlbar, eitel und von ihren Geschlechtsorganen angetrieben.

Als ich das Angebot meines Verehrers für Sex ablehnte, klagte er, dass er drei Wochen lang keinen Geschlechtsverkehr gehabt hätte. Weit entfernt davon, böse zu sein, bemitleidete ich ihn und schlug ihm vor, eine Escort-Agentur anzurufen. «Das kann ich nicht», jammerte er, «ich bin Politiker.» Viele Leute mögen diese Anekdoten für bedauerliches männliches Fehlverhalten bezeichnend finden, aber

ich meine, das Leben wäre langweilig ohne solche Unanständigkeiten.

Ein Streicheln oder Grapschen ist kaum eines juristischen Verweises würdig. Aber heute sieht man solche Dinge als Verbrechen in der Kategorie eines Mordversuchs an. Natürlich sind sexuelle Annäherungsversuche an junge Menschen, die noch nicht die Pubertät erreicht haben, in einer zivilisierten Gesellschaft unverzeihlich. Aber ich war nie Opfer von physischer Gewalt, Einschüchterung oder Kindsmisbrauch. Ich bin nicht der Überzeugung, dass wir diejenigen, die sich in Vertrauenspositionen befinden, bestrafen sollten, nur, weil sie gelegentlich abstürzen.

Und wir sollten auch nicht vergessen, wie manipulierend Teenagermädchen sein können. Jedes Mal, wenn unser Englischlehrer die Klasse ins Theater führte, stritten wir uns darüber, wer neben ihm sitzen dürfe. Ein Mädchen, das Brüste hatte, die sich mit denjenigen der Hollywood-Schauspielerin Jayne Mansfield vergleichen liessen, rieb sich – sehr zu dessen Freude – gegen unseren Lehrer. Es wird allzu gerne vergessen, dass man vielen Teenagermädchen im Beisein attraktiver älterer Männer ganz einfach nicht trauen kann. Höchste Zeit, dass wir uns dies vor Augen halten.

Was mich betrifft, war ich vom Alter von dreizehn an eine unverbesserliche Schäkerin. Ich schäme mich heute noch über mein Verhalten gegenüber einem älteren italienischen Gra-

fen, den unsere Familie jeden Sommer besuchte. Pikiert darüber, dass er meine Gegenwart nicht genügend würdigte, war ich entschlossen, ihn dazu zu bringen, dass er mich küsste. Ich war siebzehn, und er hatte keine Chance. Mein Schlafzimmer war neben seinem, in dem er nach dem Abendessen fernsah. Eines Abends hatte ich meinen Auftritt. Nach einer halben Stunde hatte ich ihm meinen Kuss abgelistet. Zu seinem Leid liess ich ihn dann fallen.

Deshalb sollte man mich nicht dafür tadeln, wenn ich das Gefühl habe, dass man oft eher die frühreifen und lüsternen Mädchen verhaften sollte als die Männer, die sich, die Gunst der Stunde nutzend, für sie interessieren. Schliesslich war es Eva, die Adam in Versuchung gebracht hatte.



Petronella Wyatt, geboren 1968, ist Journalistin und die Tochter des prominenten Labour-Politikers Woodrow Wyatt (1918-1997), später Lord Wyatt, dessen postum veröffentlichte, freimütige Tagebücher in Grossbritannien beträchtliches Aufsehen erregten. «Petsy» Wyatt sorgte ihrerseits für einen kleineren Skandal, als 2004 ihre vierjährige

Affäre mit dem damaligen konservativen Unterhausabgeordneten und heutigen Londoner Bürgermeister, dem verheirateten Boris Johnson, in der Presse breitgewalzt wurde.

© Copyright «Daily Mail»
Aus dem Englischen von Hanspeter Born

Anzeige

Boykotte gegen Israel sind verabscheuungswürdig!

Die europäisch-jüdischen NGOs EJJP und die schweizerisch-jüdische JVJP haben mit ihren propalästinensischen und konsequent antiisraelischen Aktivitäten Erfolg. Das von beiden unterstützte antiisraelische und antijüdische BDS Movement hat deshalb enormen Erfolg: Die finanziellen Schäden durch Boykotte belaufen sich auf einen dreistelligen Millionen-Betrag. Israel, aber auch Juden werden diffamiert, delegitimiert und dämonisiert. Den Palästinensern hat dieser Boykott noch nie geholfen, im Gegenteil, er schadet der palästinensischen Bevölkerung.

Wehren Sie sich gegen den Boykott von Israel!

Können Sie damit leben, dass Israel und Juden weltweit weiterhin diffamiert, delegitimiert und dämonisiert werden? Akzeptieren Sie stillschweigend, dass Ihre Angehörigen und Freunde in Israel und weltweit terrorisiert, drangsaliert und belästigt werden?

Es gibt nur einen möglichen Schutz: **Die Mitglieder und die Verantwortlichen der JVJP und der EJJP, deren Gönner und Geldgeber müssen umfassend geächtet werden: finanziell, kulturell und sozial.** So lange, bis sie ihr böswilliges und verachtenswertes Verhalten gegenüber Israel und Juden aufgegeben haben.

Alexander Scheiner, Israel
alexander_scheiner@bluewin.ch

Susan will nicht die Klappe halten

Susan Feroz ist Afghanistans erste Rapperin. Öffentlich gehasst, aber insgeheim bewundert, lebt sie ein riskantes Leben. Selbst Morddrohungen bringen sie nicht ab vom Kurs. Feroz weigert sich, zu schweigen.

Von Sami Yousafzai

«Ich bin nicht bloss eine Frau / Ich bin auch ein Mensch», rappt Susan Feroz in ihrem Song «Naqisul Aqal». Der Titel bedeutet «geistig behindert» und wird in der islamischen Welt häufig gebraucht, um Frauen zu beleidigen.

Geboren in Afghanistan und aufgewachsen als Kriegsflüchtling im benachbarten Iran, hat Feroz vor einem Jahr mit dem Rappen begonnen. Ihre erste Aufnahme, «Unsere Nachbarn», beschreibt ungeschminkt, Hohn und Demütigung, die Hunderttausende Exil-Afghanen täglich erleben.

Der Song wurde schnell populär und spaltete die Gesellschaft. Für konservative Afghanen war allein die Idee, dass ein Mädchen rappt, absurd. Andere protestierten gegen ihre harten Kommentare zum Iran. «Ich bin überrascht, wie berühmt ich mit nur einem Stück geworden bin», sagt Feroz amüsiert.

Im Iran, wo sie mit ihrer Familie während sieben Jahren lebte, wurde sie durch die Bürokratie daran gehindert, die Schule zu besuchen. Schon der tägliche Gang zur Bäckerei sei oft ein Spiessrutenlaufen gewesen. Männer hätten sie am Ohr genommen und sie wieder zuhinterst in die Reihe gestellt. «Der Ort für euch dreckige Afghanen ist am Schwanz der Reihe.»

2003 kehrte Susan zurück in ihre Heimat; ihr Vater hatte in der südafghanischen Stadt Kandahar einen Job gefunden. Glücklicherweise, wieder zu Hause zu sein, wollte sie Ärztin oder Ingenieurin werden. Doch als Farsi-(Iranisch-)Sprechende war es ihr nicht möglich, die Schulen zu besuchen, in denen in der Mehrheitsprache Paschtu unterrichtet wird. Nachdem sich ihr Traum vom Studium in Luft aufgelöst hatte, widmete sie sich dem Singen und Schauspielern. Ihr Durchbruch kam vor achtzehn Monaten, als ihre Familie nach Kabul zog und sie sich ihren Frust von der Seele rappte.

Sie sei neunjährig gewesen, als im Flüchtlingslager ein Junge mit einem Video aufgekreuzt sei mit schwarzen Amerikanern drauf. «Rap!», habe er geheimnisvoll gesagt. Susan war perplex: «Was soll das sinnlose Gebrabbel und das Herumgehüpfen?» – «So drücken sie ihre Freiheit aus, ihre Wut und einfach alles, was sie fühlen.» Es sei wie eine Erleuchtung gewesen. Seither habe sie all ihren Groll für sich in rhythmischem Sprechreim aufgesagt.

In Afghanistans Musikszene, die von romantischen Sirupballaden dominiert wird, waren Feroz' Lieder eine schockierende Neuigkeit. Während viele zuerst nichts mit dem Stil anzufangen wussten, weckte Feroz das Inter-

esse von Farid Rastagar. Rastagar ist ein Grosswesir in Afghanistans Musikszene und der Ehemann von Wajiha, der berühmtesten Sängerin Afghanistans. Der Top-Musikproduzent merkte sofort, dass mit Feroz' Talent ein ganz neuer Markt zu erobern war.

Dank ihrem plötzlichen Ruhm landete Feroz Auftritte in afghanischen TV-Soaps und Filmen und ist zur Ernährerin ihrer Familie geworden. Feroz' Eltern hatten ihre Musikkarriere von Beginn weg unterstützt, selbst als sie mit der traditionellen unterwürfigen Rolle der Frauen im patriarchalischen Afghanistan brach.

Ihr Vater ist ihr Manager und begleitet sie als Bodyguard auf Schritt und Tritt. Feroz' Stil – sie tritt in Bluejeans und einem Sweatshirt auf, mit einer Cricket-Mütze quer über ihre langen schwarzen Haare gestylt – ist im Land der Burkas eine schier unvorstellbare Provokation, nicht zuletzt weil sie ganz offensichtlich einen legeren westlichen Stil imitiert.

Herzschmerz der Afghanen

Zwar wird sie besonders von Jugendlichen bewundert, öffentlich dazu zu stehen, können sich die wenigsten leisten. «Meine Verwandtschaft hat den Kontakt mit uns abgebrochen», sagt Feroz. Einige Einträge auf ihrem Facebook-Profil sind voller Hass. «Sprich über dich selbst, HURE. Du bist eine Schande», heisst es in einem

Kommentar. Andere Afghanen begrüßen ihre brutale Ehrlichkeit. «Ihre Texte spiegeln die Wahrheit», heisst es in einem anderen Eintrag.

Die junge Sängerin hat Drohungen erhalten. Die Anrufer sagen, sie habe den Iran beleidigt, und drohen, Säure in ihr Gesicht zu spritzen oder sie zu kidnappen. Feroz bleibt unbeirrt. «Dies ist die bittere Realität», sagt sie. «Ich sage ihnen, ihr habt mich und Afghanistan bereits genug beleidigt. Wir haben keine schönen Erinnerungen an den Iran.»

Die Drohungen, sagt sie, würden sie nur bestärken in ihrer Passion für den Rap und dem Willen, dem «dard hai dil», dem Herzschmerz, der Afghanen Ausdruck zu verleihen. Feroz plant sogar, einen Rap über Taliban zu schreiben, um ihren Wunsch für ein friedliches Afghanistan kundzutun. Und dafür, so ist Feroz überzeugt, braucht es eine Frauenquote.

Sie habe festgestellt, dass im Parlament viele Männersitze stets leer bleiben. Die Sitze der paar wenigen Frauen seien hingegen stets besetzt. Deshalb laute ihr Schlachtruf an die Taliban und Präsident Karzai: «Gebt uns die Hälfte!» – «Ist die Hälfte der Sitze im Parlament von Frauen besetzt, wird das Parlament immer beschlussfähig sein», lacht Feroz augenzwinkernd.

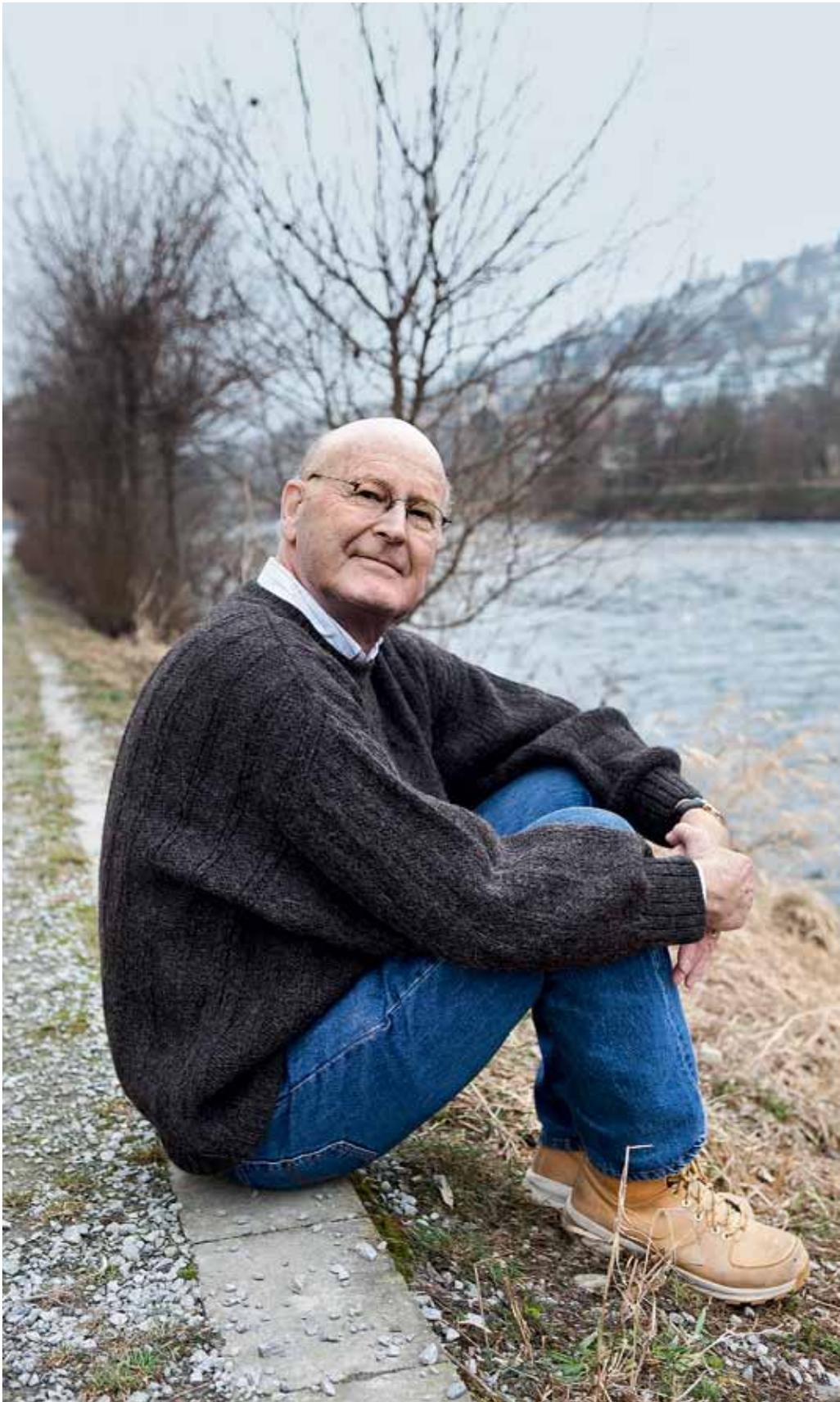
Aus dem Englischen von Urs Gehriger



«Bittere Realität»: Rapperin Feroz.

Teuflischer Bünzli

Immer wenn ein typischer Schweizer gesucht wird, ist Jean-Pierre Cornu zur Stelle: im Kino neben Hollywoodstar Jeremy Irons, bei «Giacobbo/Müller», im «Tatort» oder im Zürcher Schauspielhaus. Auf der Bühne geht es dem Schauspieler auch um Politik. *Von Rico Bandle und Nadja Staubli (Bild)*



«Der Weg ist wichtiger als das Ziel»: Schauspieler Cornu.

Das Publikum bei «Giacobbo/Müller» lacht. Jean-Pierre Cornu hat eben den Kindervers «Was du sagst, bist du selbst...» vorgesagt. Was ist daran eigentlich lustig? «Ich weiss nicht, ich hab's nicht gesehen», sagt Jean-Pierre Cornu. Er habe die Kinderverse, die in der Satiresendung gezeigt werden, alle an einem Tag aufgenommen. «Die Sendung habe ich aber bisher immer verpasst.»

Jean-Pierre Cornu ist ein unauffälliger, freundlicher Mann mit sanften Gesichtszügen, aufgewachsen als Sohn eines Beizers im bernischen Dörfchen Twann am Bielersee. Heute, mit 63 Jahren, steht er auf dem Höhepunkt einer ausserordentlichen Schauspielerkarriere: In Film und Fernsehen ist er allgegenwärtig, in «Nachtzug nach Lissabon» von Oscar-Preisträger Bille August hat er einen kurzen Einsatz, auf den Theaterbühnen in Berlin, Hamburg und Zürich erhält er die grossen Rollen.

Zurzeit steht er im Zürcher Schauspielhaus neben dem deutschen Filmstar Julia Jentsch in Tennessee Williams' Klassiker «Die Katze auf

«Die Künstler sollten eine Gegenposition zu den Mächtigen einnehmen.»

dem heissen Blechdach» auf der Bühne, raucht dabei eine Zigarre, was zu Zuschauerprotesten und einem Artikel im *Tages-Anzeiger* geführt hat. Was sagt er zu der Posse? «Sicher werde ich dazu keinen Kommentar abgeben!»

Der Big Daddy bei Tennessee Williams ist eine riesige Theaterfigur, für den schwächlichen Schauspieler aus dem Dorf aber keine Paraderolle. Cornu ist dann am stärksten, wenn er den Bünzli spielen kann, den pingeligen, aber hinterhältigen Buchhaltertyp, wie er ihn im Schweizer «Tatort» als Regierungsrat Dr. Mattmann verkörpert. «Was für ein prächtiger Mistkerl!», schwärmt *Spiegel* online.

«Als Wendehals, Wählertäuscher und aschgraues Machtmonster braucht der Mann nie mehr als dreissig Sekunden, um die Raumtemperatur auf null zu senken.» Cornu ist wie geschaffen für pointierte Figuren, innert weniger Augenblicke vermag er starke Emotionen auszulösen. Die Tragik solcher Schauspieler: Sie sind ideal für Nebenrollen, zumindest im Film.

Seine Ausbildung zum Schauspieler absolvierte Cornu am berühmten Max-Reinhardt-

Seminar in Wien, seine ersten Festanstellungen hatte er an Theatern in Heilbronn und Marburg. «Tiefste Provinz», sagt Cornu, «das Niedrigste, was man im deutschen Theater machen kann.» Alle fünf Wochen hatte er eine Premiere, zwölf Stücke pro Jahr. Für ihn war das eine wichtige Lehrzeit, heute wäre ein solcher Rhythmus undenkbar. Das Ziel aller Schauspieler war das Hamburger Schauspielhaus, das grösste Sprechtheater im deutschsprachigen Raum. Auch für Cornu. Er ging regelmässig in die Kirche in Marburg, zündete eine Kerze an und betete dafür, einmal dort spielen zu können.

1991 ging der Wunsch in Erfüllung: Cornu stand auf der heiligen Hamburger Bühne, in einem Stück des Schweizer Regisseurs Christoph Marthaler. «Ich schaute ungläubig in den riesigen Zuschauerraum mit seinen 1300 Plätzen und dachte: <So, jetzt hast du es geschafft, jetzt kann es wieder abwärtsgehen.>» Doch es ging nicht abwärts. Zwei Jahre später wurde Cornu festes Ensemblemitglied in Hamburg, plötzlich spielte er mit den grössten Regisseuren, die das deutschsprachige Theater zu bieten hat: Frank Castorf, Stefan Pucher oder Andreas Kriegenburg.

Seine wichtigste Bezugsperson blieb Christoph Marthaler. Cornu wurde Teil seines festen Teams, das im Jahr 2000 das Schauspielhaus Zürich übernahm. Über jene turbulente Zeit kann Cornu auch heute noch stundenlang sprechen. Noch immer findet er, die Stadt habe Marthaler Unrecht getan, als sie ihn nach einigen Jahren zum Teufel jagte. Und noch immer kommt er ins Schwärmen, wenn er von der Arbeit in der verschworenen Gruppe, der «Marthaler-Familie», erzählt. Cornu führte damals ein berufliches Doppelleben: Einerseits war er Teil eines Theaters, das ein Grossteil des Publikums nicht goutierte, andererseits spielte er in der beliebten TV-Soap «Lüthi und Blanc» den Anwalt Dr. Tobler. «Bei den populären Sachen lautet das Motto bei mir: <Take the money and run.> Da bin ich ganz ehrlich.»

Doch auch er kennt Grenzen. In den missglückten Satirefilmen «Räuberinnen» und «Wilhelm Tell» wurde er für eine Rolle angefragt, nach der Durchsicht der Drehbücher sagte er wieder ab. «In einem der Filme hätte ich eine Geiss penetrieren sollen, so viel Geld gibt es gar nicht, dass ich so etwas mache.» Im Schauspielhaus habe er eine Anfrage, bei Christof Schlingensiefel mitzuspielen, abgelehnt. «Ich fand es ja interessant, was er machte. Die Schauspieler waren bei ihm aber völlig unwichtig – ich bin viel zu eitel, um bei so was mitzumachen.»

Theater mit Kommunisten

In Tübingen arbeitete er unter einem kommunistischen Direktor, der oft DDR-Regisseure anstellte. Das gefiel Cornu, obschon er deren Erwartungen nicht immer erfüllen konnte:

Bei einer Produktion sei er schon am zweiten Tag umbesetzt worden, weil ihm «das politische Bewusstsein für die Rolle» gefehlt habe. Das Theater, findet Cornu, müsse Haltung zeigen und sich in die Politik einmischen.

«Die Künstler sollten eine Gegenposition zu den Mächtigen einnehmen», sagt Cornu. Seit dem Ende des Kalten Krieges ist dies mit linken Anliegen aber kaum mehr möglich. «Das stimmt, die politischen Positionen sind nicht mehr so eindeutig», sagt er, kommt aber wieder auf Marthaler zu sprechen, der bewiesen habe, dass Theater immer noch anecken könne. Die Auseinandersetzung um Marthaler hatte allerdings nichts mit der politischen Haltung zu tun, sondern damit, dass die Politik irgendwann genug hatte von leeren Theatersälen und Künstlern, die alle Besucher, die mit ihrer Arbeit nicht einverstanden waren, als Idioten betrachteten. Theaterleute und Politi-

mung weitgehend verschwunden; zu reden gibt es nur noch dann, wenn es sich gegen eine McDonald's-Filiale in der Nachbarschaft wehrt oder wenn Cornu auf der Bühne eine Zigarre raucht. Zwar werden weiterhin Topregisseure eingeflogen, eine «klare Haltung», wie Cornu sie propagiert, oder eine bestimmte künstlerische Linie ist nicht zu erkennen. «Das liegt an der Zeit. Es fehlen die Feindbilder, die Grenzen zwischen den politischen Richtungen lösen sich auf», sagt Cornu.

Er selbst ist das beste Anschauungsbeispiel dafür: Der Schauspieler wohnt am Zürichberg, dem teuersten Quartier der Stadt, dessen Name bei Mitarbeitern des Schauspielhauses lange Synonym für die Herkunft jener reichen, konservativen Zuschauer war, die von Theater keine Ahnung haben. «Das war natürlich ein Irrtum. Meine Nachbarn haben zwei Bentleys und sind die grössten Fans des Marthaler-Theaters», sagt Cornu.

Charmanter Oscar-Regisseur

In «Nachtzug nach Lissabon» ist Cornu neben internationalen Stars wie Jeremy Irons, Christopher Lee, Martina Gedeck oder Bruno Ganz nur eine kleine Nummer. Trotzdem habe er die Aufnahmen genossen. «Bille August sagte mir, er brauche einen starken Schauspieler, der Irons etwas entgegensetzen kann. Das hat mir natürlich sehr geschmeichelt. Es war eine grossartige Erfahrung.» Herausgekommen ist ein ruhiger Wohlfühlfilm voller schön klingender philosophischer Weisheiten. Wie hat er ihm gefallen? «Ich habe ihn noch nicht gesehen.»

Cornu dreht eine Szene mit einem Oscar-Preisträger – und reisst sich anschliessend nicht darum, sie sich anzuschauen. Das passt zu ihm: Das Ergebnis seiner Arbeit ist für ihn zweitrangig. «Wie etwas erarbeitet wird, darauf kommt es mir an. Der Weg ist wichtiger als das Ziel.» Diese Haltung ist im hochsubventionierten Kulturbetrieb weit verbreitet und mit ein Grund für die Entfremdung zwischen einem Teil des Publikums und dem heutigen Theater: Man arbeitet nicht für die Zuschauer, sondern für sich selbst – und findet es dann eine Anmassung, wenn jemand zu fragen wagt, weshalb die Allgemeinheit dies finanzieren sollte.

Cornu ist sich solcher Widersprüche durchaus bewusst. Und er weicht auch nicht aus, wenn man ihn darauf anspricht. Im Gegenteil, er diskutiert gerne, verteidigt sein Theater vehement, geniesst es, wenn ihn jemand herausfordert. Es ist diese Offenheit, die ihn von dem verwegenen Bünzli unterscheidet, den er so oft und so wunderbar spielt.

Nachtzug nach Lissabon, nach dem Bestseller von Pascal Mercier. Regie: Bille August. Jetzt im Kino

Die Katze auf dem heissen Blechdach von Tennessee Williams. Regie: Stefan Pucher. Schauspielhaus Zürich



ker bekämpften sich, es kam zu Demonstrationen – eine grandiose Zeit für einen aufmüpfigen Geist wie Cornu.

Nach Marthaler kam der deutsche Theaterdirektor Matthias Hartmann ans Schauspielhaus; die Marthaler-Führungsriege hatte ihre Leute aufgefordert, das Haus zu verlassen, alles andere sei Verrat. Cornu aber blieb. «Nach so vielen Jahren unterwegs, wollte ich nicht mehr herumziehen.» Mit Hartmann konnte er sich nie anfreunden, der autoritäre Führungsstil behagte ihm nicht. Cornu war sich Regisseure gewohnt, die gemeinsam mit den Schauspielern ein Stück erarbeiteten. Plötzlich stand ein Mann vor ihm, der ihm jede Bewegung, jeden Schritt auf der Bühne vorschreiben wollte. Cornu harrte aus, obschon er die Tonalität «inakzeptabel» fand, wie er sagt.

Heute heisst die Direktorin Barbara Frey, das Theater ist aus der öffentlichen Wahrneh-

«Das ist eben mein Geheimnis»

Der legendäre deutsche Modedesigner Karl Lagerfeld, 79, über seine grosse Liebe Choupette, seine Kindheit, zweifelhafte Witze und darüber, was ihm an Brad Pitt in der aktuellen Chanel-N°-5-Werbung nicht gefällt. *Von Sven Michaelsen*

Herr Lagerfeld ...

Wollen wir dieses Gespräch nicht im Stehen führen? Wenn man sitzt, wird es immer so gemütlich, und dann schlafe ich womöglich ein. Ich hasse Gemütlichkeit.

... Yves Saint Laurent sagte mit siebzehn Jahren zu seiner Mutter: «Irgendwann wirst du meinen Namen in Goldbuchstaben über den Champs-Élysées sehen.» In welchem Alter waren Sie überzeugt, dass die Welt Ihnen einmal pompöse Beinamen wie «Karl der Grosse», «Modezar» oder «Kaiser Karl» geben würde?

Ich bin viel schlimmer als Yves Saint Laurent, denn ich habe mir schon mit sieben Jahren andauernd vorstellen müssen, dass ich eines Tages sehr bekannt sein werde. Das war wie ein Zwang.

Ihre Mitschüler sagen, Sie hätten sich für ein Heiligtum gehalten.

Heiligtum ist nicht das richtige Wort. Ich kam mir wie eine Märchenfigur vor, wie eine Legende. Als ich noch ganz klein war, hat eine Zigeunerin meiner Mutter auf der Strasse prophezeit, dass mein Name einmal um die ganze Welt gehen würde, bis nach Japan und China. Meine Mutter hielt das für Spinnerei, aber ich habe keine Sekunde gezweifelt, dass aus mir etwas sehr Besonderes wird. Im Vergleich zu mir als Kind bin ich heute schüchtern und bescheiden.

Mögen Kinder Sie?

Sehr sogar. Ich kann mit Kindern besser als mit Erwachsenen und bin bei ihnen viel beliebter als bei ihren Eltern.

Haben Sie Patenkinder?

Im Ganzen habe ich sieben, aber davon interessieren mich im Grunde nur zwei: der Sohn von Florentine Pabst ...

... eine deutsche Journalistin, die dreizehn Jahre lang Modechefin bei *Marie Claire* war ...

... und der Sohn von Brad Kroenig.

Brad Kroenig ist Model und galt fünf Jahre lang als Ihre Muse. Über seinen 2008 geborenen Sohn Hudson gibt es eine schöne Geschichte: Als er mit knapp drei Jahren in New York in den Kindergarten kam, verteilte er Ohrfeigen und schrie: «Ich habe nichts zu schaffen mit euch! Ich bin Supermodell!» Kann aus Ihrem Patensohn etwas werden?

Dieses Wunderkind war schon mit drei Jahren auf dem Chanel-Laufsteg. Zurzeit ist er

in einem Kurzfilm von mir zu sehen, der weltweit in den Schaufenstern der Chanel-Läden läuft. Wie ich höre, rennt er jetzt durch seinen Kindergarten und schreit: «Schaut mich an! Ich bin ein Filmstar!» Für die Eltern muss der Alltag mit dem Kleinen nicht gerade einfach sein, aber für uns ist das Ganze sehr witzig.

In Ihrem Film trägt Ihr Patensohn ein T-Shirt mit einem Fotoaufdruck, der Ihre derzeitige grosse Liebe zeigt: Choupette.

Es freut mich, zu hören, dass selbst Sie schon wissen, wer Choupette ist.

Eine Katze, die mit massgefertigtem Koffer reist, einen eigenen Twitter-Account hat und von einer Kammerzofe coiffiert wird, die schön wie ein Model ist.

Choupette scheint ja weltberühmt zu sein. Sie haben stets streng darauf geachtet, sich gefühlsmässig nicht von anderen Menschen abhängig zu machen. Und jetzt verfallen Sie ausgerechnet einer Hauskatze?

Ich hätte auch nie gedacht, dass mir so ein Drama passiert. Es ist etwas Mysteriöses um Katzen, schon durch die magische Rolle, die sie im alten Ägypten gespielt haben. Choupette ist wie eine Person. Sie kann sprechen

«Im Vergleich zu mir als Kind bin ich heute schüchtern und bescheiden.»

und Ihnen genau erklären, was sie will. Sie müssen sie gesehen haben, um zu wissen, wie toll die ist.

Chanel N° 5 wurde 1921 auf den Markt gebracht. Wie finden Sie es, dass nach 92 Jahren mit Brad Pitt erstmals ein Mann für Ihr Frauenparfüm wirbt?

Die Idee war gut. Die Ausführung leider nicht. Auf dem Foto sieht er ungepflegt und ein bisschen schlampig aus. Ich finde ihn gut, deshalb stört mich das nicht. Was ich dagegen nicht so toll finde, ist, dass er in den Werbeclips für Chanel N° 5 so präntiös spricht, als würde er Verse von Shakespeare rezitieren. Das war nicht nötig. Aber ich bin für die Parfüms ja auch nicht zuständig.

Macht verändert vor allem den Mächtigen. Was haben dreissig Jahre totalitäre Alleinherrschaft bei Chanel aus Ihnen gemacht?

Ja Gott, wenn ich schon einen solchen Beruf mache, dann mache ich ihn halt so, dass ich ihn gerne mache. Die Devise bei Chanel lau-

tet: Meine Meinung ist die allgemeine Meinung. Schön ist, was mir gefällt. Ich kann mich vertun, aber leider interessiere ich mich nun einmal ausschliesslich für meine eigene Vision. Viele meiner Kollegen beschäftigen Berge von Mitarbeitern, die für sie Entwürfe zeichnen. Am Ende suchen sie dann bloss aus, was ihnen gefällt. So zu arbeiten, würde mich zu Tode langweilen. Ich bin Heimarbeiter und mache alles selber.

Sie haben bei Chanel einen Vertrag auf Lebenszeit. Deformiert diese Allmacht bis zum Tod nicht zwangsläufig Ihren Charakter?

Dafür bin ich zu gescheit. Haha!

Die Lebenserfahrung zeigt, dass grosse Erfolge die Fähigkeit zum Zuhören vermindern. Wer darf Ihnen noch widersprechen?

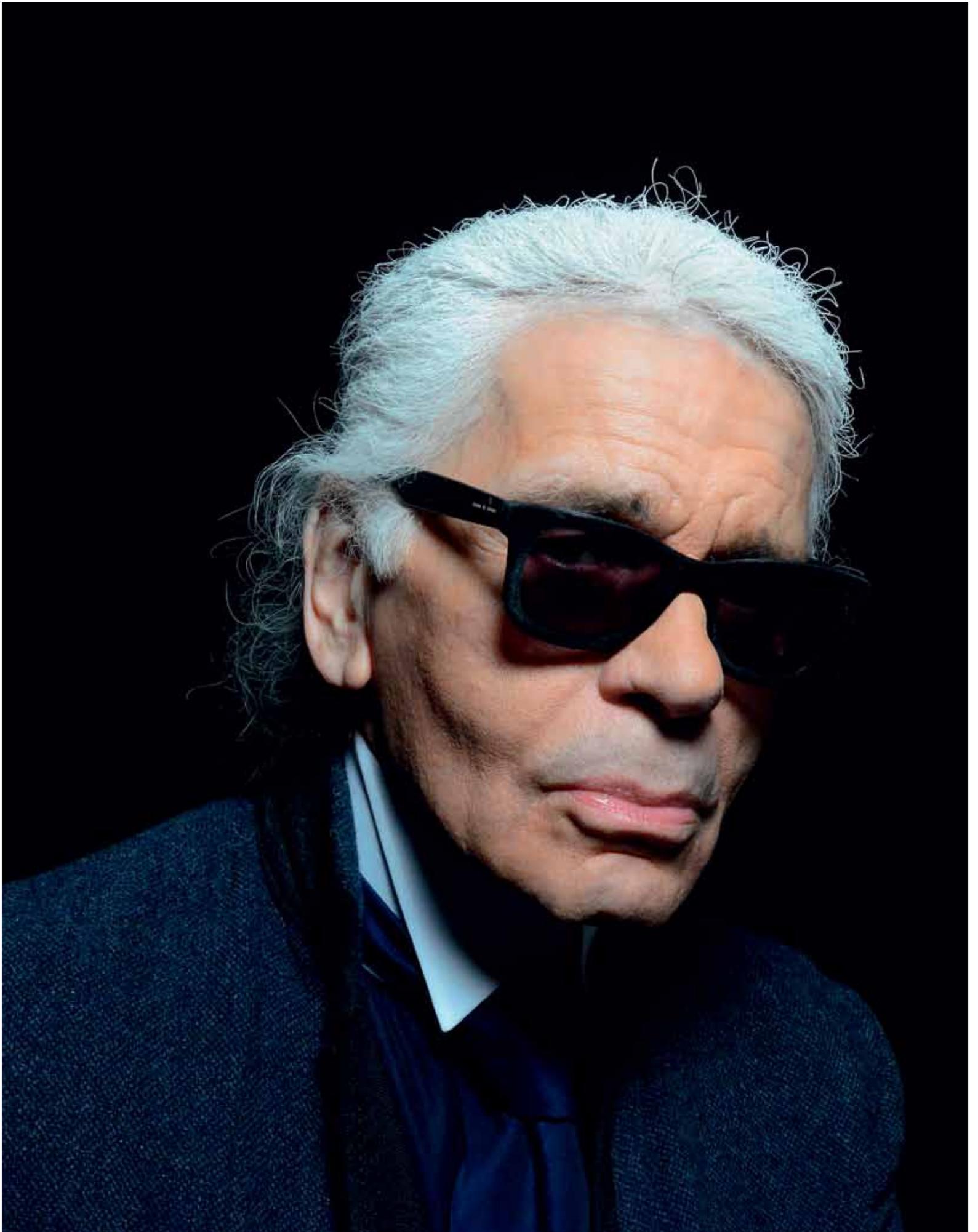
Ich. Wissen Sie, mehr als neunzig Prozent von dem, was ich mache, landet im Papierkorb. Ich bin Gott sei Dank ein äusserst strenger Kritiker. Ich höre wie Jeanne d'Arc auf meine inneren Stimmen. Und dann gibt es da noch drei Leute, deren Meinung ich für wichtig halte.

Wer sind die drei?

Das ist eben mein Geheimnis. Ich kann Ihnen diese Namen aus einem ganz simplen Grunde nicht nennen. Es gibt bei Chanel eine Menge Leute, die von sich meinen, sie hätten diese einflussreiche Rolle bei mir. Und wenn ich sie jetzt nicht nennen würde, wären sie zutiefst gekränkt. Man darf als Couturier auch nie auf die Frage antworten, wen man für die eleganteste Frau halte. Da wären all die Damen tödlich beleidigt, die ich nicht nenne.

Es ist keine Übertreibung, Sie den erfolgreichsten Modedesigner der Welt zu nennen. Macht Erfolg nur dann wirklich glücklich, wenn man andere scheitern sieht?

Wie entsetzlich! Sie haben aber perverse Fragen! Gott sei Dank bin ich noch nicht so weit, so zu denken. Ausserdem glauben nur stumpfe Köpfe, dass Erfolg ein Dauerzustand sein kann. Ich habe nicht die geringste Achtung vor meiner sogenannten Karriere. Wenn mir Leute damit kommen, denke ich an das wunderbare Sprichwort: «Es gibt keinen Kredit auf die Vergangenheit.» Für mich ist nur das wichtig, was ich als Nächstes machen will. Was ich gemacht habe, geht bei mir automatisch im Nebel des Vergessens unter. Nur wer keine Gegenwart hat, muss dauernd seine Vergangenheit verklären. >>>



«*Vergebung*» zählt nicht zu meinem Wortschatz»: Modeschöpfer Lagerfeld.

Von den mit der Kondensmilch «Glücks- klee» verdienten Millionen ihres Mannes kaufte sich Ihre Mutter ein Schloss in der Bretagne. Einmal luden Sie Wolfgang Joop und dessen damalige Ehefrau Karin zu Besuch ein. Über die Begrüssung im Schloss erzählt Joop: «Als wir ankamen, lag auf allen Stühlen im Foyer ein Zettel mit der Aufschrift: <Verehrte Gäste, am Wochenende haben wir weniger Personal. Würden Sie bitte Ihre Windeln durchtragen. Es gab Unfälle auf unseren Polster- möbeln.>» Ist das Ihre Humorfrequenz oder die Ihrer Mutter?

Die Geschichte ist total erfunden! Das soll der mal wiederholen, wenn ich vor ihm stehe! Das Benehmen dieses Herren finde ich unmöglich!

Welche Schulnote geben Sie Ihrem Witz?

Witzig zu sein, macht keinen Spass. Sie müssen amüsant sein.

Teenager lachen im Schnitt sechsmal am Tag, Menschen über sechzig nur noch zweimal. Auf welchen Wert kommen Sie?

Ich lache den ganzen Tag. Und fragen Sie mich jetzt nicht über wen.

Gibt es Karl-Lagerfeld-Witze?

Witze? Über mich? Die werden mir doch nicht erzählt! Aber ich kenne andere schlimme Witze. Ich bin Spezialist für zweifelhafte Witze.

Einen erzählen Sie in der Filmdokumenta- tion «Lagerfeld Confidential». Er geht so: «Was haben ältere Frauen zwischen den Brüsten? – Den Bauchnabel.»

Schlimm, nicht?

Einerseits sagen Sie, die Gleichgültigkeit sei mit den Jahren an Ihnen hochgewachsen wie Efeu. Andererseits sagen Sie, Sie seien kindisch rachsüchtig und würden in Un- gnade Gefallenen noch nach zehn Jahren den Stuhl unterm Hintern wegziehen. Was stimmt denn nun?

Was Sie da beschreiben, ist für mich kein Wi- derspruch. Warum werde ich niemals meine Memoiren veröffentlichen? Weil es Leute gibt, die früher eine gewisse Rolle in meinem Leben gespielt haben, aber jetzt nicht mehr. Denen möchte ich doch nicht die Freude ma- chen, in meinen Memoiren erwähnt zu wer- den. Die kommen in den Mülleimer der un- nötigen Erinnerungen. Desinteresse und Gleichgültigkeit sind die gemeinste Strafe.

Was kann Sie noch verletzen?

Verletzen? Das ist mir zu viel Pathos. Man kommt doch über alles weg. Ausserdem gibt es nur äusserst wenige Leute, die das Talent haben, mich zu verletzen. Für die denke ich mir dann eine noch viel härtere Verletzung aus. Darin bin ich äusserst begabt. Wer mich hintergeht, muss wissen, dass <Vergebung> nicht zu meinem Wortschatz zählt.

Wie lange liegt Ihre letzte Selbsterkennt- nis zurück?

Ein paar Stunden. Ich wache jeden Morgen mit einer neuen Erkenntnis über mich auf. Heute war ich beim Aufwachen äusserst unzufrieden mit mir, weil ich nicht über- zeugt war von den Entwürfen, die ich ges- tern für Fendi gemacht habe. Das war un- schön, aber mir wurde eines klar: Erfolg ist das Schlimmste, was es gibt, weil er faul und überheblich macht. Aus Erfolgen lernt man nichts, sie verleiten höchstens zu schlechten Angewohnheiten. Es sind die Misserfolge, die einen klug machen. Ich bin der Einzige, der nichts von meinen Erfolgen hat.

Coco Chanel starb mit 87 Jahren über der Arbeit an einer neuen Kollektion. Werden Sie dem Beispiel des Papstes folgen und freiwillig zurücktreten, oder wird man Sie mit den Füßen voran aus Ihrem Ate- lier abtransportieren?

Ich kann nicht eines Tages einfach sagen: «Vielen Dank, Leute. Ich komme morgen nicht wieder.» Auch wenn mir der Laden nicht gehört, habe ich eine gewisse Verant- wortung für die vielen Leute, die von Cha- nel abhängen.

Vor einigen Jahren klagten Sie, Ihr Haar habe «die Farbe eines Kuhschwanzes», und nach dem Aufstehen würden Sie aus-



**RADIO
MONTE
CARLO**

C'EST CHIC

Im Kabelnetz oder auf
www.radiomontecarlo.ch

sehen «wie Beethoven an einem *bad hair day*». Leben Sie heute in Frieden mit Ihrem Haar?

Ja. Es gibt immer mal wieder den Traum, mir eine Glatze rasieren zu lassen, aber inzwischen machen das viele. Das ist nicht mehr originell.

Wie viele Liegestütze schaffen Sie?

Ich zähle nicht mit. Da ich früher sehr viel Bodybuilding gemacht habe, muss ich es mit der Gymnastik nicht übertreiben. Bei meiner Konstitution reicht es, einen einwandfreien Lebenswandel zu haben. Ich trinke und rauche nicht und esse nur Fisch und gedämpftes Gemüse.

Die legendäre Vogue-Chefredaktorin Diana Vreeland schreibt in ihren Memoiren: «Im Traum würde es mir nicht einfallen, Schuhe mit ungeputzten Sohlen zu tragen. Da geht man zum Dinner, hebt den Fuss, und die Sohle ist nicht makellos – wo kämen wir denn da hin? Nichts ist vulgärer als ungepflegte Sohlen.» Wie oft denken Sie über die Unterseite Ihrer Schuhe nach?

Offen gestanden denke ich nie über die Sauberkeit meiner Schuhsohlen nach. Wissen Sie, ich renne nicht durch den Dreck. Ich gehe kaum auf die Strasse. Besser, man bleibt zu Hause.

Sie sagten einmal: «Ich hatte Aventüren mit Männern und Frauen. Sex ist ein schö-

nes Spielzeug für junge Leute, später bloss noch ein banaler Gebrauchsartikel.» Erinnern Sie noch Ihre letzte Liebesnacht?

Ja. Ich habe kein Alzheimer.

Was macht Sie so glücklich, dass Sie weinen könnten?

Weinen? Ich bin nicht dicht am Wasser gebaut, wie man in Deutschland sagt. Ich finde, dass ich Schwein hatte. Ich habe schon getan, was man tun sollte, um Erfolg zu haben. Aber das haben andere auch – es hat nur nicht so gut geklappt wie bei mir. Ich habe kein Abitur gemacht und nichts gelernt. Trotzdem mache ich genau das, was ich will. Und dann auch noch, wie und wo ich will.

Für mich ist das der Höhepunkt von Luxus. Fassaden wachsen nach innen, heisst es. Gibt es heute noch einen Unterschied zwischen der inszenierten Kunstfigur Karl Lagerfeld und dem Menschen Karl Lagerfeld?

Mein Trick ist, dass es nie einen Unterschied gab. Und was soll überhaupt dieser Begriff «Kunstfigur»? Für mich ist die Figur wichtiger als die Kunst.

Angenommen, Sie treffen den Zwanzigjährigen, der Sie einmal waren. Hätten Sie sich etwas zu sagen?

Nein. Der zwanzigjährige Karl Lagerfeld war ein dummer Junge. Wenn ein Gespräch lohnen soll, muss man mindestens den Kopf eines Vierzigjährigen haben. Unterhaltun-

gen mit der Jugend sind wenig unterhaltsam.

Ihre Mutter neigte zu Bosheiten. Was würde sie heute über Sie sagen?

Sie war tolerant bis zur Gleichgültigkeit und sagte immer: «Wenn du mit dem Erreichten zufrieden bist, bin ich es auch.» Aber im Grunde fand sie, ich hätte intelligentere Sachen als Mode machen können. Manchmal sagte sie: «Du hast dich nicht total ausgenutzt.»

Richtig?

Bei beruflichen Entscheidungen habe ich immer die richtige Option gewählt, aber vielleicht war ich nicht ehrgeizig genug.

Über die Chanel-Eigentümer sagen Sie: «Ich bin der Strichjunge von denen.» Reut es Sie, kein Modehaus gegründet zu haben, das Ihren Namen trägt?

Nein. Ich will weiss Gott keine Kapelle haben, die mir persönlich gehört. Es reicht, dass mir ein Buchladen und ein Fotostudio gehören.

Bevor Sie sterben, dürfen Sie noch ein einziges Mal telefonieren. Wen rufen Sie an?

Niemand. Telefonieren ist eine Krankheit geworden, an der man sterben kann.

Angenommen, Sie werden entführt. Was wäre Ihrer Meinung nach eine angemessene Lösegeldsumme?

Ich würde raten, gar nichts zu zahlen. Tod durch Entführung? Das wäre doch ein eleganter Schluss für mein Leben. ○

Notfall Syrien

Ihre Spende rettet Leben. Helfen Sie jetzt.

SMS «Syrien 30» AN 2828
für eine Spende von 30 CHF
(Betrag nach Wahl)

PC 12-100-2
Betreff «Syrien

WWW.MSF.CH





1943

Wendepunkt

Zur Kriegssituation nach der Niederlage Deutschlands in Stalingrad. *Von Karl von Schumacher*

Reisende, die aus Deutschland heimkehren, berichten übereinstimmend, die Vernichtung der deutschen Belagerungsarmee vor Stalingrad durch die Russen habe in der Stimmung des deutschen Volkes eine so grundlegende Veränderung herbeigeführt, dass heute, wenn von der Stimmung in Deutschland gesprochen werde, der Unterschied nicht mehr ausser Acht gelassen werden dürfe, der in der Stimmung vor dem Eintreten dieses Ereignisses bestand und der Stimmung, wie sie jetzt ist.

Noch das Weihnachtsfest beging das deutsche Volk in einer Atmosphäre von wenigstens gedämpftem Optimismus. Die Versorgungslage damals nicht schlechter, vielleicht sogar besser als vor einem Jahre zur gleichen Zeit. Sendungen aus der Ukraine, die sehr geschickt als solche propagiert wurden, und dazu die Lebensmittelpakete, welche die Urlauber von der Ostfront ihren Familien heimbrachten, erschienen wie die Vorboten einer bessern und freudvolleren Zukunft. [..]

In diese Stimmung eines wenn auch gedämpften Optimismus haben dann die Nachrichten von der verzweifelten Lage der vor Stalingrad eingeschlossenen deutschen Armeen eingeschlagen wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Nicht nur hatten Millionen von Deutschen nähere oder fernere Angehörige unter den vor Stalingrad gefallenen oder gefangenen deutschen Soldaten und Offizieren, sondern die Nachricht von der Vernichtung einer der stolzesten deutschen Armeen wirkte darüber hinaus auch wie ein Stoss von unvorstellbarer Härte, weil er das bisher bei den meisten Deutschen doch noch unerschüttert gebliebene Vertrauen in die Unbesiegbarkeit der deutschen Armeen ins Wanken brachte.

Um die ganze Tragweite dieser Erschütterung zu verstehen, muss man sich vor Augen halten, dass nicht nur für die Anhänger des Nationalsozialismus, sondern darüber hinaus auch für die meisten nationalgesinnten Deutschen der Glaube an die Unbesiegbarkeit des preussisch-deutschen Heeres zu jenen Axiomen gehört, die fast so unerschütterlich sind wie der Glaube an die Heimat selbst. Aus diesem Axiom heraus war es nach dem Zusammenbruch des Weltkrieges gerade diesen deutschen Kreisen beinahe zum Bedürfnis geworden, die Armeen dadurch von einer

Mitschuld an einer Niederlage zu entlasten, dass man die Legende «vom Dolchstoss der Heimat in den Rücken der kämpfenden Armeen» ersann, welche so entscheidend zum Heraufkommen des Nationalsozialismus beitrug. [..]

Engländer und Russen waren durch ihre Geschichte immer wieder daran gewöhnt worden, ihre Feldzüge mit Niederlagen zu beginnen, die ihnen dann allerdings erlaubt hatten, Zeitgewinne zu machen, dank denen sie sich dann endlich so rüsten konnten, dass sie zu-



Verzweiflung: deutscher Soldat in Stalingrad.

stark genug wurden, um doch noch die legendäre «letzte Schlacht» zu gewinnen. Ganz anders bei Deutschland: Das Deutschland Bismarcks wie dasjenige Wilhelm II. und dann auch wieder Adolf Hitlers war gewohnt, alle seine Kriege mit Blitzsiegen zu beginnen und wenn möglich zu gewinnen. [..]

Trotzdem wäre es allerdings falsch, zu glauben, dass die Deutschen heute schon den Mut verloren haben und bereit sind, sich mit dem Gedanken einer Kapitulation abzufinden. Im Gegenteil, der Kampfwille ist, wie uns gerade jetzt wieder von Gewährsleuten aus dem Dritten Reich bestätigt wird, auch heute noch sehr

stark. Nur ist er ganz anderer Art als der Kampfwille, wie man ihn noch vor wenigen Wochen gekannt hat. Es ist nicht mehr der Kampfwille derjenigen, die auf einen raschen Sieg zählen, sondern vielmehr jener Kampfwille der Verzweiflung, der bereit ist, bis zum Ende durchzuhalten, weil er weiss, dass auch in scheinbar verzweifelter Lage der Kampf gott oft jenem zu helfen bereit ist, der entschlossen ist, sich selber zu helfen. [..]

Schwere Rückschläge

So ist heute das Dritte Reich weitgehend in der Lage jener Armeen, welche hinter sich alle Brücken abgebrochen haben und nurmehr vorwärts zum Sieg stürmen, nicht mehr aber zurück in die Heimat gehen können. Gerade aus dieser tragischen Situation aber wird möglicherweise das deutsche Volk die Entschlossenheit schöpfen, den im Herbst 1939 begonnenen zweiten Weltkrieg ganz anders bis zum bitteren Ende durchzusetzen, als das in der Endphase des ersten Weltkrieges der Fall war. [..]

1918 standen keine irgendwie nennenswerten Kräfte zur Stützung der innern Front zur Verfügung. Heute aber heisst der Kommandant der innern Front Himmler, der über einen Polizeiapparat verfügt, wie er bisher noch kaum einem Polizeichef zur Verfügung stand.

Dass aber Himmler und die Leute, denen in Deutschland die Betreuung der innern Front übertragen ist, bereit sind, ihre Aufgabe bis zuletzt und mit äusserster Entschlossenheit durchzuführen, daran kann kaum noch ein Zweifel bestehen. Wenn aber die innere Front hält, dann wird automatisch auch die Lage der äussern Front eine andere, als sie es im Jahre 1918 gewesen ist. Darum ist es sehr wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass die Deutschen noch einmal auf der Düna-Dnjepr-Linie imstande sein werden, den Russen einen entscheidenden Widerstand entgegenzustellen. Zusammenfassend lässt sich nach all diesen Überlegungen darum heute wohl sagen, dass zwar die Deutschen an der innern wie an der äussern Front in den letzten Wochen ganz schwere Rückschläge erlitten haben, dass sie aber trotzdem noch über die Möglichkeit verfügen, in diesem Kriege lange durchzuhalten, wenn sie die dazu notwendige moralische Kraft und Härte aufbringen.

Der Artikel erschien in der *Weltwoche* vom 19. Februar 1943.

WW MAGAZIN JETZT AUCH FÜRS iPad



Erhältlich im
Apple-
Zeitungskiosk
GRATIS

WW MAGAZIN No. 1
MÄRZ/APRIL 2013

Einzelzeitung der
Weltwoche Verlags AG

6.50



Hinter der Mauer des Bekannten und Erlaubten: Picassos «Les Demoiselles des bords de la Seine, d'après Courbet», 1950.

Stil & Kultur

All you need is Pablo!

Von Daniele Muscionico

Basel, du hast es besser! In welcher anderen Stadt lässt sich denken, dass einer mit Namen Karli Odermatt und andere Fusskünstler eine Abstimmung über einen Kauf von zwei

Kunstwerken ins Tor befördern? Dass Menschen aller Milieus auf die Strasse gehen – und das Bleiberecht von Picasso-Bildern im Museum fordern, als lockte ein Gratisflug ans Meer?

1967 war Basel in diesem Kunstrauch, die Bürger skandierten «Pablo!, Pablo!», denn man hatte begriffen: Kunst hat die Kraft, uns durch Imagination nicht nur ans Mittelmeer zu entführen, sondern in die fernsten Galaxien. Kunst führt hinter die Mauer des Be-

kannten und Erlaubten, Kunst führt uns vor: Es gibt mehr als die eine offizielle Realität.

«Die Picassos sind da!» nennt sich die Ausstellung im Kunstmuseum Basel, die an die Picasso-Euphorie am Rhein Ende der sechziger Jahre erinnert. Am Anfang freilich stand ein Unglück: der Absturz eines Flugzeugs der Chartergesellschaft Globe Air, gegründet vom Kunstsammler Peter Staechelin. In finanzielle Not geraten, begann dieser Bilder zu verkaufen



fen, die als Leihgaben seiner Familienstiftungen im Kunstmuseum hingen.

Als auch zwei Picasso-Gemälde Gefahr liefen, verkauft zu werden, geschah das Sensationelle: Die Basler Bevölkerung veranstaltete ein grosses, fantasievolles «Bettlerfest» und sammelte 2,4 Millionen Franken; alle vier damals noch existenten Zeitungen mischten sich mit Herzblut und Bleisatz ein; der FC Basel stand plötzlich da wie ein Mann – und die erste Kulturdemo-

stration der Schweiz entschied auf der Strasse den Ankauf der bedrohten Gemälde durch die Stadt.

Doch das Basler Picasso-Wunder war noch nicht zu Ende. Der Künstler in Südfrankreich, von der Basler Begeisterung gerührt, wollte dem Kunstmuseum ein quasi noch feuchtes Gemälde aus seinem Atelier vermachen. Museumsdirektor Franz Meyer hatte die Qual der Wahl – und da er sich zwischen zweien nicht entscheiden konnte, überzeugte Picassos Ehefrau Jacqueline

den Künstler, dem Schweizer eben beide zu überlassen. Worauf die Basler Kunstmäzenin Maja Sacher, hingerissen von der Aktion, das Picasso-Geschenk durch ein Bild aus ihrer Sammlung adelte. Die wundersame Picasso-Vermehrung hatte aus zwei Gemälden schliesslich fünf gemacht. Davon erzählt die Ausstellung, und sie beweist: Für Heldengeschichten des Bürgertums ist jede Zeit die richtige.

Die Picassos sind da! Kunstmuseum Basel, bis 21. Juli

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ...
(*Carl's Books*)
- 2 (2) **Jussi Adler-Olsen:** Das Washington-Dekret (*DTV*)
- 3 (4) **Eveline Hasler:** Mit dem letzten Schiff
(*Nagel & Kimche*)
- 4 (3) **Franz Hohler:** Der Geisterfahrer
(*Luchterhand*)
- 5 (5) **Volker Klüpfel, Michael Kobr:** Herzblut
(*Droemer/Knaur*)
- 6 (–) **Andrea Camilleri:**
Die Tage des Zweifels (*Bastei Lübbe*)
- 7 (6) **Paulo Coelho:** Die Schriften von Accra
(*Diogenes*)
- 8 (8) **Timur Vermes:** Er ist wieder da (*Eichborn*)
- 9 (7) **Arne Dahl:** Zorn (*Piper*)
- 10 (9) **Charles Lewinsky:**
Schweizen – 24 Zünfte (*Nagel & Kimche*)

Sachbücher

- 1 (1) **Jacky Gehring:** Body Reset –
Das Kochbuch (*Weltbild*)
- 2 (2) **Jacky Gehring:** Body Reset –
Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 3 (10) **Manfred Lütz:** Bluff! Die Fälschung der
Welt (*Drömer/Knaur*)
- 4 (4) **Joshua Clark, Mark Lauren:**
Fit ohne Geräte für Frauen (*Riva*)
- 5 (5) **Rolf Dobelli:**
Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 6 (3) **Joshua Clark, Mark Lauren:**
Fit ohne Geräte (*Riva*)
- 7 (7) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren
Handelns (*Hanser*)
- 8 (–) **Petra Bock:** Mindfuck – Warum
wir uns ... (*Drömer/Knaur*)
- 9 (–) **Bronnie Ware:** 5 Dinge, die Sterbende
am meisten bereuen. (*Drömer/Knaur*)
- 10 (8) **Pola Kinski:** Kindermund
(*Insel*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband
SBVV/Mediacontrol

Apropos: Pipilotti

Der Trick ist vor allem bei Filmfestivals beliebt: Um Prominenz anzulocken, kreierte man einen Ehrenpreis. Der Deal ist klar: Ein alternierender Hollywoodstar erhält eine Trophäe, im Gegenzug verhilft er dem Festival mit seiner Anwesenheit zu etwas Glamour. Weshalb aber vergeben die Zürcher Festspiele einen Preis, der erst noch mit 50 000 Franken dotiert ist? Wir wissen es nicht. Nach dem Ballettmeister Heinz Spoerli 2012 erhält ihn dieses Jahr die Künstlerin Pipilotti Rist. Beide brauchen das Geld eigentlich nicht, beide würden wohl auch ohne die Preissumme auf Einladung an die Festspiele kommen. Als Künstler sind sie aber beide herausragend. Deshalb sei ihnen diese Ehrerbietung trotz allem gegönnt. (rb)

«Geht es um Kunst oder um Geld?»

Warum David Bowie nicht zu den Salzburger Festspielen ging, sondern im Museum landete. Von *Thomas Würdehoff*

Es war eine brillante Idee. Unwiderlegbar schlau, zum richtigen Zeitpunkt, am richtigen Ort. Gerard Mortier hatte den Einfall, und der Einfall hatte durchaus historische Dimensionen. Anfang der neunziger Jahre war das, und die Idee war treffsicher: David Bowie sollte ein Musiktheaterstück für die Salzburger Festspiele schreiben, das Buch könnte von William S. Burroughs stammen, die beiden Hauptrollen würden besetzt mit der Jahrhundertdiva Anja Silja und Bowie darselbst. Schon die Grundkoordinaten waren schlagend: Ein androgyn anmutendes Paar aus der schrillen Welt der Stars und Metropolen auf Zwischenlandung im düster-klammen Gestern der Felsenreitschule – ein Coup für Salzburg, dessen muffig verbiesterter Konservatismus dringend in die Mottenkiste entsorgt werden musste.

Der Zeitpunkt für die Anfrage bei Bowie schien günstig. Der Brite befand sich in einer Übergangsphase. Seine letzten Produktionen waren eher Nebenwerke, David Bowie befand sich offensichtlich auf der Suche nach einer neuen «Rolle», nach einer Neupositionierung der Marke Bowie. Mortier flog also über den Atlantik, um den Meister zu treffen. Nach einer ziemlichen Wartezeit liessen sich schliesslich Bowie und ein Mitarbeiter blicken, und der Festspieldirektor erläuterte ihm mit heiligem Furor seinen einzigartigen Vorschlag: Ziggy Stardust im Land von Mozart, Hofmannsthal und Strauss – ein prickelnd provokativer Kunstanschlag auf das traditionsreichste, aufgedonnertste und elitärste Festspiel der Welt. Da musste es einem ausgefuchsten Avantgardisten wie Bowie doch nur so in den Fingern jucken.

Nach den glutvollen Ausführungen Mortiers folgte der Schock: «Geht's hier um Kunst oder um Geld?», fragte der Sänger amüsiert. Der Festivalchef war gut vorbereitet und nannte eine selbst in Opernkreisen unvorstellbar hohe Summe, die man dem Thin White Duke anbieten wolle. «Aha», sprach der Duke sichtlich enttäuscht, «es geht also doch um Kunst.» Danke – und das war's dann mit der Audienz.

Die ruppige Absage mag befremdlich wirken und als typisches Beispiel zynischer Gier im späten Popkapitalismus abgehakt werden – vermutlich ist das auch wahr. Erhellend wäre diese Erklärung jedoch keineswegs, man würde die immer noch eigenartig fremden Sphären des David Robert Haywood Jones gänzlich unterschätzen, und das wäre fatal, denn Mr. Jones gehört gewiss zu den Men-

schen, die das Denken und die Kultur des späteren 20. Jahrhunderts im Wesentlichen grundiert haben. Seine Absage war für Salzburg sicherlich bedauerlich – für David Bowie aber konsequent.

Denn ungewollt hatte sich Gerard Mortier auf Bowies ureigenstem Terrain bewegt: Dem Feld der Inszenierung. Der Musiker David Bowie, so viel ist klar, muss auch als einer der grossen Regisseure und Impresarios der vergangenen vierzig Jahre gesehen werden. Mit den unentwegten, immer wieder generalüberholten Installationen seiner schillernden Figuren und Positionen ist er einer der wichtigsten Erfinder der Popkultur geworden.

Schneller als die Fans

Angefangen hat die bahnbrechende Karriere des David B. wie alle Rock-'n'-Roll-Märchen: «Ich hatte Gott gehört», sollte er später über die elektrisierende Initiation sagen, die er als Neunjähriger erlebte. «Tutti Frutti» von Little Richard leitete die erste Verwandlung des kleinen Jones ein, der sich in den nächsten Jahrzehnten mehr als einmal häuten sollte. Er hatte die erotisierende Macht der Erstbegegnung begriffen und sollte sie zum inszenatorischen Prinzip seines Lebens machen. Natürlich waren seine Teenagerjahre ebenso geprägt von Auflehnung und Identitätssuche wie bei jedem Jugendlichen – nur ging er dabei schon systematischer vor als viele seiner Alterskollegen. «Ich war schon sehr früh mit Philosophie beschäftigt, da war ich etwa sechzehn Jahre alt. Ich suchte eine Art Formel, mit der man durch die Lügengebilde schneiden konnte.»

Die Formel Bowie war geboren. Es zog ihn zu Figuren, die nicht unbedingt Orientierungspunkte der damaligen Rockmusiker waren. Autoren wie Anthony Burgess («A Clockwork Orange»), Richard Allen («Glam») oder William S. Burroughs («Wild Boys») gehörten ebenso zu seinen Einflüssen wie Andy Warhol, Stanley Kubrick oder – ganz wichtig – der englische Theaterstar Lindsay Kemp, ein Ausnahmeregisieur und Schauspieler, der ihm in den sechziger Jahren alles über *performing* beibrachte und ihn unter anderem auch mit asiatischen Theaterformen und der Magie der Kostüme konfrontierte.

Die Begegnung mit Kemp bestärkte ihn in seinem Glauben an die Macht des Theaters. David Bowie erschuf sich seine Bühne global von Mal zu Mal neu: Er inszenierte sich weltweit zunächst in theatralischen Rollen, die schnell zu Popmythen wurden, als Major Tom,



Plötzlich und unvermittelt: Popstar Bowie, 2013.

Ziggy Stardust und The Thin White Duke, erkannte aber rasch, dass er quicklebendig und abwechslungsreich agieren sollte: «Ein Idol wird immer von seiner Gefolgschaft verlassen.» Auf seiner Weltbühne muss er schnell sein, als seine Fans denken können.

Vor einigen Jahren verkaufte er Bowie-Bonds auf sein künftiges Schaffen und nahm dabei 55 Millionen Dollar ein, er wandelte sich zum Filmstar und schliesslich, in den vergangenen zehn Jahren, stilisierte er sich zur Sphinx. Nach einem Herzinfarkt musste man befürchten, der Mann sei zurück zum Mars gependelt.

Und dann das: ohne Ankündigung, plötzlich und unvermittelt «The Next Day». Ein

grossartiges neues Album mit druckvollen Rocksongs, melancholischen Balladen, vital und farbig wie bei einem Newcomer. In dieser Woche beginnt zeitgleich eine Ausstellung mit Memorabilia seiner Jahrhundertkarriere im Londoner Victoria and Albert Museum, 42 000 Karten wurden dafür im Vorverkauf abgesetzt. Sein Album rast weltweit an die Spitzen der Charts.

Wohl wahr: Salzburg wäre zu klein für dieses Leben gewesen. Dann doch lieber gleich ins Museum. Das wäre dann der ideale Ausgangspunkt für etwas ganz Neues.

David Bowie: «The Next Day». Im Handel
David Bowie Is: Ausstellung vom 23. März
bis 11. August, Victoria and Albert Museum, London

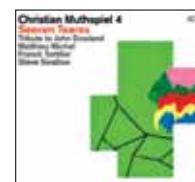
Jazz

Weinen mit John Dowland

Von Peter Rüedi

Was schert uns John Dowland? Könnte einer fragen, und, mit gleichem Recht: Was kümmert uns Shakespeare, Dowlands Zeitgenosse? Wenig, wenn wir die Theaterpraxis in diesen «postdramatischen» Zeiten bedenken. Das grösste Lied-Genie des 16./17. Jahrhunderts hat da, verglichen mit Shakespeare, noch Glück, ihn rettet sein relativ diskreter Nachruhm. Das heisst: Andererseits ist eben dies auch sein Pech. Mag man bei Letzterem den Unfug beklagen, den die sogenannten zeitgenössischen Bühnen mit ihm anstellen, ist's bei Dowland eher umgekehrt: Den entrückt die «historische Aufführungspraxis» in ein ungefähres mythisches Neverland. Dabei wandte sich doch der historische Dowland, den es zeit seines Lebens von einem Hof an den nächsten quer durch Europa verschlug, von der pingeligeren englischen Notationspraxis zunehmend der mehr auf Basslinien und somit die Improvisation abstellenden italienischen zu.

Nur folgerichtig also, dass sich der Mann einer gewissen Konjunktur bei zeitgenössischen Improvisatoren erfreut. Jüngstes Beispiel: die Transformation von Dowlands Zyklus «Lachrimae or Seaven Teares» (1604) in eine ebenso respektvolle wie freizügige Version für Quartett durch den österreichischen Posaunisten Christian Muthspiel: fabelhaft besetzt mit ihm selbst (auch am Piano), dem Schweizer Trompeten-Melomanen Matthieu Michel, Franck Tortiller am Vibrafon und Steve Swallow am E-Bass. Das Kompendium der Tränen (von u.a. «Tears of Love», «Bitter Tears», «Crocodile Tears», «Frozen Tears» bis zu «Tears of Laughter») insistiert, die Titel sagen es, keineswegs auf den naturgemäss vorherrschend programmierten Melancholien. Es kullert zwischendurch auch in ausgelassener Stimmungslagen. Dies ist nicht die erste und wohl auch nicht die letzte Dowland-Adaptation (s. nur das «Dowland Project» von John Potter mit John Surman, Stephen Stubbs, Barry Guy und Maya Homburger bei ECM). So beschwingt zwischen kompositorischer Vorgabe und improvisatorischer Ausgelassenheit balancierend, würden wir indes von eben diesen Muthspiel 4 gern noch mehr hören.



Christian Muthspiel 4
(Matthieu Michel, Franck
Tortiller, Steve Swallow).
Seaven Teares.
ACT 9551-2

Top 10

Knorr's Liste

1	Django Unchained	★★★★★
	Regie: Quentin Tarantino	
2	Lincoln	★★★★★
	Regie: Steven Spielberg	
3	Laurence Anyways	★★★★☆
	Regie: Xavier Dolan	
4	Detachment	★★★★☆
	Regie: Tony Kaye	
5	Jack and the Giants	★★★☆☆
	Regie: Bryan Singer	
6	This Is 40	★★★☆☆
	Regie: Judd Apatow	
7	Song for Marion	★★★☆☆
	Regie: Paul Andrew Williams	
8	Nachtzug nach Lissabon	★★★☆☆
	Regie: Bille August	
9	Oz: the Great and Powerful	★★★☆☆
	Regie: Sam Raimi	
10	3096 Tage	★★☆☆☆
	Regie: Sherry Hormann	

Kinozuschauer

1 (1)	Nachtzug nach Lissabon	16 740
	Regie: Bille August	
2 (-)	This Is 40	12 640
	Regie: Judd Apatow	
3 (2)	Oz the Great and Powerful	11 024
	Regie: Sam Raimi	
4 (4)	Safe Haven	9 556
	Regie: Lasse Hallström	
5 (3)	Hansel and Gretel: Witch Hunters	8 268
	Regie: Tommy Wirkola	
6 (-)	Jack the Giant Slayer (3-D)	6 086
	Regie: Bryan Singer	
7 (5)	Kokowääh 2	4 968
	Regie: Til Schweiger	
8 (6)	A Good Day to Die Hard	4 163
	Regie: John Moore	
9 (7)	3096 Tage	4 004
	Regie: Sherry Hormann	
10 (-)	Rubinrot	3 885
	Regie: Felix Fuchssteiner	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Skyfall (Fox)
2 (2)	Argo (Warner)
3 (4)	More than Honey (TBA)
4 (3)	Madagascar 3 (Rainbow)
5 (-)	Das Schwergewicht (Sony)
6 (7)	Hotel Transsilvanien (Sony)
7 (5)	Looper (Ascot Elite)
8 (6)	Killing Them Softly (Ascot Elite)
9 (8)	Step Up 4 (Rainbow)
10 (9)	Tinkerbell 4 (Disney)

Quelle: Media Control



Sieg mit dem Regenbogenlogo: Werber Saavedra (Gael García Bernal).

Kino

Der bessere Verkäufer

Eine Werbekampagne brachte Diktator Pinochet zu Fall.

«No» erzählt die irre Geschichte, wie Politik zum Markt wurde.

Von Wolfram Knorr

Wie sich General Augusto Pinochet 1973 an die Macht putschte, ist eigentlich bekannt; sein Ende nach fünfzehn Jahren brutalem Regime dagegen weniger. Das war ungewöhnlich und wurde deshalb zum Stoff eines klugen und satirischen Politfilms. 1988 musste sich Pinochet internationalem Druck beugen und ein Referendum durchführen. Man forderte, das chilenische Volk müsse über seine Zukunft frei bestimmen, und fand eine simple Form: Wahlzettel mit «Sí» und «No»; «Sí» für Pinochet, «No» dagegen. Pinochet erlaubte der Opposition, im Vorfeld auch Werbespots zu produzieren, die sie täglich, aber nur nachts ausstrahlen durfte – auf fünfzehn Minuten Sendezeit im Staatsfernsehen beschränkt.

Der Film mit dem lapidaren Titel «No» erzählt die Geschichte dieser Fernsehkampagne und zugleich vom Ende der Politik und dem Aufstieg des Marktes. Die Opposition, uneins über das Vorgehen, entschloss sich, einen Werbefuzzi zu engagieren. René Saavedra (Gael García Bernal), ein völlig unpolitischer Mensch, nimmt das Angebot als sportliche Herausforderung an. Auf die ersten Entwürfe seiner neuen Auftraggeber – Bilder von prügeln Soldaten, Folterungen, weinenden Müttern – reagiert René völlig ungerührt: «Das verkauft sich nicht.» Darauf entwirft er, angesichts des Terrorregimes absurd und ma-

kaber, das genaue Gegenteil: fröhliche Menschen beim Picknicken, im Park, lachend, sich herzlich – und alles unter einem bunten Regenbogen-Logo mit handfester Ohrwurm-musik. René's Ex-Frau fragt ihn entsetzt, wer diese fröhlichen Menschen seien. Ob er die Opfer verhöhne. «Wieso?», reagiert René. «Die Zukunft soll so aussehen, deshalb wird «No» angekreuzt werden.»

Der chilenische Regisseur Pablo Larraín, der sich mit der Pinochet-Epoche beschäftigt («Post Mortem»), durchmischt «No» mit alten Spots und Archivmaterial. Damit die Dokumente aus den achtziger Jahren nicht wie Fremdkörper wirken, drehte Larraín den kompletten Film mit der alten analogen U-Matic-Videotechnik, die noch ziemlich grobkörnig war und «No» den Touch des Authentischen verleiht. Sorgfältig hat Larraín auch aufs Outfit dieser Zeit geachtet. Mit Tempo und Witz werden Fakten und Fiktion mischt; René Saavedra ist die Fusion zweier Werber, die mit dem Regenbogen-Logo siegten. Der Triumph führte zum Sturz des Diktators, aber eine sozialdemokratische Politik folgte nicht, sondern der «Neoliberalismus». Es gewann der bessere Verkäufer. «No» war für den Oscar als bester ausländischer Film nominiert und hätte zu den Vergangenheitsbewältigungsfilmen «Argo» und «Lincoln» bestens gepasst. ★★★★★

Weitere Premieren

Himmelfahrtskommando — Der Schweizer Spielfilm befindet sich in einem seltsam orientierungslosen Taumel. Da entstehen Werke, bei denen man sich fassungslos fragt, mit welchen Argumenten sie wohl (finanziell) «durchgewunken» werden. Jüngstes Beispiel ist eine Komödie (?), ein Dorfschwank (?) mit Slasher-Neigung (?) von Dennis Ledergerber, nach einer Erzählung von Stefan Milius. Ein Kleinbus mit Ami-Sekten-Heinis fliegt mitten in einem idyllischen Schweizer Kaff am See in die Luft. Die Klampfenapostel haben einen Batzen Geld hinterlassen, den die klamme Gemeinde gut gebrauchen kann. Aber das Geschäft der Biedermänner endet blutig. Wahrscheinlich als schwarze Komödie gedacht und mit Quentin-Tarantino-Touch durch den dramaturgischen Fleischwolf gedreht. Was rauskam, ist leider kaum geniessbar. Schade um Beat Schlatter als bünzligen Gemeindepräsidenten, der solche Figuren ausfüllen könnte – hätten sie Sinn, Verstand und Inhalt. ★☆☆☆☆



Kaum geniessbar: «Himmelfahrtskommando».

Un plan parfait — Erst mit der zweiten Ehe stellt sich das Glück ein, glaubt Isabelle (Diane Kruger), die ihren Freund ganz toll liebt und deshalb erst einen anderen heiraten muss, damit ihre Liebe Bestand hat. Sie krallt sich den irren Jean-Yves (Dany Boon) für die erste Ehe. Der verschraubte Plot ist ein Remake von Edou-

ard Molinaros TV-Film «Un homme par hasard». Aber mit dem beliebten Dany Boon («Bienvenue chez les Ch'tis») und der attraktiven Kruger wird's nicht witziger. ★★★☆☆

Hitchcock — Dass dem «Master of Suspense» das Porträt gefallen würde, das Sacha Gervasi über ihn, frei nach der Stephen-Rebello-Re-



Scarlett Johansson als Janet Leigh in «Hitchcock».

portage über die Entstehung von «Psycho», drehte, ist zu bezweifeln. Gervasi kann sich nicht entscheiden zwischen der Beziehung Alfreds (Anthony Hopkins) zu seiner Frau Alma (Helen Mirren) und den Querelen um «Psycho». «Hitch» wäre so etwas nie passiert (wo bleibt der Suspense?). Hopkins als Hollywood-Schweregewicht mit einer Spur Hannibal Lecter ist zu Latex-aufgepumpt. ★★★☆☆

When Pigs Have Wings — Filme über Völkerverständigung sind immer eine heikle Sache, in einer konflikträchtigen Region wie dem Gazastreifen besonders. Sie neigen zu schwerer Betroffenheit, der auch Autor und Fotojournalist Sylvain Estibal in seinem Regiedebüt erliegt. Dass die kuriose Komödie um einen erfolglosen palästinensischen Fischer (Sasson Gabai) und ein Schwein, das er eines Tages im Netz hat und verscherbeln will, dennoch über weite Strecken funktioniert, liegt an den absurden Lokalitäten und den zum Teil irrwitzigen Situationen. ★★★☆☆

Fragen Sie Knorr

Im Internet heisst es, der Deutsche Carl Laemmle sei der Begründer der amerikanischen Filmindustrie. Freunde von mir streiten das ab. Wer hat denn recht?

H. K., Herzogenbuchsee



Es ist wie mit dem Huhn und dem Ei. Carl Laemmle (1867–1939), aus dem schwäbischen Laupheim, wanderte aus, weil er auf der Suche nach neuen Geschäften war. Er fand sie im Kino- und Verleihgewerbe. Mit Sicherheit war er der Erste, der das Bedürfnis nach

Spielfilmen erkannte und Mimen vom Theater anlockte (Mary Pickford). Nach der Gründung von Universal im Jahr 1912 (Laemmle: «Genau das ist unser Produkt – universelle Unterhaltung für das ganze Universum») gehen die Meinungen darüber, was ihn nach Kalifornien trieb, auseinander: Billige Arbeitskräfte, billiger Landkauf, behaupten die einen; Flucht vor Edison Trust, die anderen. Er war einer der Ersten in Hollywood, aber einer der Letzten, die New York verliessen.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Wie es wirklich war

Von Roger Köppel

Diese Woche strahlte das ZDF den Dreiteiler «Unsere Mütter, unsere Väter» aus. Der aufwendig produzierte Film erzählt die halbdokumentarische Geschichte von fünf Freunden, die sich 1941 in Berlin treffen, kurz vor dem Beginn der Offensive gegen die Sowjetunion. Das Brüderpaar Wilhelm und Friedhelm – der eine pflichtbewusster Oberleutnant, der andere zweifelnder Soldat – zieht bald in den Krieg. Die nazibegeisterte Charlotte meldet sich als Krankenschwester. Viktor ist der Sohn eines jüdischen Schneiders, und seine Geliebte Greta, die sich aus Karrieregründen alsbald mit einem SS-Offizier einlässt, strebt nach einer Laufbahn im Showgeschäft.

Das Fernsehstück ist eine Meisterleistung an eindringlicher Geschichtsdarstellung. Zum einen erzählt der Film seine Geschichte äusserst authentisch, spannend, berührend, aber ohne Kitsch. Zum andern gelingt es ihm, eine für deutsche Augen neue Perspektive auf das düstere Kapitel zu werfen. Die neue Perspektive besteht darin, dass Produzent Nico Hoffmann, Regisseur Philipp Kadelbach und Drehbuchautor Stefan Kolditz (hervorragend) sich bemühen, die Dinge weitgehend ohne Moralismus zu beschreiben. Sie zeigen, wie fünf junge, idealistische Menschen in Umständen, über die zu urteilen uns heute leichtfällt, schrittweise in einen Abgrund der Desillusionierung, der Verrohung und des Verbrechens marschieren.

«Unsere Mütter, unsere Väter» ist an das Vorbild von Steven Spielbergs ebenfalls halbdokumentarischer Reihe «Band of Brothers» angelehnt, welche die Geschichte der 101. US-Luftlandedivision vor und während der Landung in der Normandie erzählt. Die deutsche Produktion kommt erstaunlich nahe an Spielberg heran. Den Film trägt ein harter Realismus, aber es gibt auch herzerreissende Szenen, die wirklich zu Tränen rühren. Es ist bezeichnend, dass den Deutschen ein derart unverstellter, aber auch einfühlsamer Blick auf die eigene Geschichte erst zu einem Moment gelingt, da die meisten Mütter und Väter, die im Titel gemeint sind, längst gestorben sind. Vielleicht erleichtert dieser Film es vielen Deutschen, befreiter über ihre belastete Vergangenheit nachzudenken und zu sprechen.

«Unsere Mütter, unsere Väter» ist online abrufbar: www.zdf.de/ZDFmediathek

Das Zürich der Zürcher

In seinem neuen Buch zeigt unser Kolumnist am Beispiel der «Kronenhalle», wie die Stadt funktioniert: Jeder kommt rein – aber nur bestimmte Leute bekommen einen guten Tisch. *Von Mark van Huissing*



Man kann anrufen: Brasserie der «Kronenhalle».

Es gibt eine Geschichte, die man sich in der Stadt immer wieder erzählt: Nach seinem Auftritt im Hallenstadion in Oerlikon, dem Zürcher Stadtkreis Nummer 10, soll der amerikanische Musiker Prince in den damals besten Nachtclub der Stadt, das «Roxy», gefahren worden sein. Er sei ungefähr eine Stunde lang dortgeblieben und habe etwas bekommen, was er sonst meistens nicht bekommt: seine Ruhe nämlich. Es habe keine Gäste gegeben, die sich um seinen Tisch drängten und ihm auf die Nerven gefallen seien. Es sei sogar so gewesen, dass jemand aus seinem Gefolge sich bei der Geschäftsleitung erkundigt habe, weshalb sich niemand für die Berühmtheit interessiere, und mitgeteilt habe, es wäre in Ordnung, falls ein paar *locals* sich zu Prince setzen möchten. Es habe aber keine *locals* im Lokal gegeben, die das hätten tun wollen.

Wenn etwas zu gut ist, um wahr zu sein, ist es das wahrscheinlich nicht, sagt man. Und

man sagt, falls eine Geschichte wie diese nicht stimme, sei sie wenigstens gut erfunden. Die Geschichte, nebenbei, wurde mir auch einmal erzählt mit Elton John in der Hauptrolle. Und ein anderes Mal mit einer anderen Wendung: Elton sei nicht reingelassen worden ins «Roxy», weil er nicht Member gewesen sei.

Natürlich finden Zürcher es super, wenn Prince, Elton John und andere Weltstars in der Stadt aufspielen. Und klar kann man sich der Ausstrahlung, die von Berühmtheiten ausgeht, als Zürcher so wenig entziehen wie Menschen in anderen Städten unserer Zeit. Aber deshalb muss man noch lange nicht allen zeigen, dass und wie sehr man beeindruckt ist von Stars. Prince, Elton und *whoever* haben in Dutzenden, Hunderten anderer Städte die Erfahrung gemacht, dass sie einen hohen «Wahlungswert» haben, wie Soziologen sagen. Und das ist in Ordnung. In Ordnung ist aber eben-

falls, wenn ihnen einmal jemand sagt oder zeigt, dass es auch Leute gibt, die nicht ganz so einfach zu beeindrucken sind. Obwohl oder gerade weil sie in einer eher kleinen grossen Stadt leben. Manchmal braucht es eben Zürcher, um den Grossen der Welt zu zeigen, wie klein im Grunde ihre Welt ist. Und das ist bestimmt ein Andenken, das sie mit nach Hause nehmen – weil sie es zuvor noch nicht bekommen haben.

Die Schlüssel zur Stadt

Falls jetzt der Eindruck aufgekommen ist, viele Zürcher seien Meister im Stadtmarketing, die Begehrlichkeit schaffen für Angebote ihrer Stadt, die für alle mehr oder weniger zugänglich sind, weil es im Verhältnis zu diesen Angeboten eher wenige Einwohner gibt, führt das ein wenig zu weit. Viele Zürcher haben zwar eine ziemlich hohe Meinung von sich und ihrer Stadt. Das geht eigentlich zu Herzen, wenn man stolz ist auf sich und seine Stadt, finde ich. Doch gleichzeitig reden Zürcher meistens

Das Recht des Schlechtredens haben nur Hiergeborene, so sieht es aus.

schlecht über ihre Mitbewohner und ihre Stadt. Was sich sofort ändert, falls Ausländer oder Zugezogene ebenfalls streng urteilen über Zürich. Das Recht des Schlechtredens haben nur Hiergeborene, so sieht es aus.

Und noch ein anderes Recht haben nur wenige Bewohner der Stadt: das Recht, dazuzugehören und reinzudürfen. Es gibt ein Zürich beziehungsweise Veranstaltungen und Institutionen in Zürich, zu dem/denen bekommt man keinen oder sehr schwer Zugang. Wie auch immer: *Zürich war immer gut zu mir*. Dieser Satz steht und stimmt. Mir hat man, als einem, der vor über zwanzig Jahren hergezogen ist, um Journalist zu werden, und später eine Art Meinungsmacher, viele und gute Zugänge verschafft. Gäbe es die Schlüssel zu der Stadt, die man manchmal in amerikanischen Filmen sieht, wenn sie jemand in die Hand bekommt, dürfte ich schreiben, man habe mir diese gegeben. Das heisst, wenn ich es genau überlege, hat man mir die Schlüssel zu einigen Zimmern gegeben, wenn man die Stadt wie ein Haus betrachtet, doch nicht, zum Beispiel, zum Elternschlafzimmer.

Dabei hat vermutlich eine Rolle gespielt, dass ich Journalist bin – wer lässt einen in sein Schlafzimmer, der darüber einen Bericht veröffentlichen könnte? Es gibt natürlich Leute, die genau das tun, damit einer einen Bericht veröffentlicht über ihr Schlafzimmer, doch das sind oft Leute, über deren Schlafzimmer man nichts veröffentlichen möchte. Aber wahrscheinlich wurden mir bestimmte Zugänge nicht verschafft, oder erst nach langem Warten und gutem Benehmen, weil es in Zürich eine Unser-Geschäft-ist-geschlossen-für-Sie-Hal-

tung gibt. Zwar sehe ich die Schweiz im Allgemeinen und Zürich im Besonderen als recht durchlässiges Gebilde. Man kann herkommen und aufsteigen, wirklich. Es geht wahrscheinlich einfacher als zum Beispiel in London. Es ist in Zürich nicht ganz so wichtig wie in London, mit wem man zur Schule ging. Und mit wem der Vater zur Schule ging und in welchem Club man/er Mitglied ist.

An meinem ersten Tag als Mitarbeiter beim *Sonntagsblick* stellte mich der Chefredaktor, einer aus Zürich, vor mit den Worten: «Heute fängt ein junger Kollege an, Mark van Huiseling, er ist Berner, heisst ihn willkommen.» Das hat er mit Sicherheit nicht abwertend gemeint. Doch er hätte auch sagen können: «Heute fängt ein junger Kollege an, Mark van Huiseling, er hat einen Abschluss in Betriebswirtschaft» oder «er hat einen Preis gewonnen für einen Essay» oder irgendetwas derartig Einordnendes. Aber es gibt Unterschiede zwischen «wir» und den «anderen». Am durchlässigsten ist das Gebilde Zürich, falls man die Kantonsschule Hohe Promenade, also das Gymnasium mit der besten Lage der Stadt, besuchte und danach an der Universität Zürich studierte (plus zwei Semester im Ausland, in Paris, Berlin oder Boston vielleicht). Was auch geht, vor allem, wenn die schulischen Leistungen kleiner, die Bereitschaft der Eltern, stattdessen zu bezahlen, grösser ist: das Internat Lyceum Alpinum. Das liegt zwar in Zuoz, in den Bergen des Kantons Graubünden im Osten der Schweiz, fast zweihundert Kilometer entfernt von Zürich, doch dort gibt es immer viele Schüler aus der Stadt.

Doch sozusagen zur Rettung der Ehre des Gebildes soll gesagt sein: Falls man Sohn oder Tochter einer Familie mit richtigem Bürgerort ist und die richtigen Schulen besucht hat – um in dem verhältnismässig durchlässigen Gebilde drinzubleiben, muss man hohe Leistungen erbringen. Andernfalls ist die Schwerkraft stärker als der Wind, den man anfangs im Rücken hatte . . . und man fällt raus oder runter, trotz Bürgerort Zürich und Zuoz-Alumni.

Das ist vielleicht Ergebnis der Geschichte der Stadt, mit ihren Reformatoren der Kirche, wie Ulrich Zwingli, und Erneuerern der Wirtschaft, wie Alfred Escher, dem Eisenbahngesellschafts- und Bankengründer und, laut Baedeker, Architekten des heutigen Zürichs. Man sitzt zwar im Grunde am liebsten mit anderen Zürchern zusammen an Esstischen und in Geschäftsleitungen, doch wer als Leistung nur Herkunft und Ausbildung vorzeigen kann, obwohl er vermutlich mehr könnte und sollte, kann und soll seine Mitgliedschaft im «Wir-Club» nicht verlängern, sondern ist bald einer der «anderen». Oder «To those whom much is given, much is expected» (von denen, denen viel gegeben wurde, wird viel verlangt), sagte John F. Kennedy, kein Zürcher, doch der Satz hat auch hier Gültigkeit.

Um noch einmal auf das Bild von Zürich als Haus zurückzukommen, dessen Schlüssel man bekommt oder nicht: Recht schnell bekommt man die Schlüssel zum Esszimmer.

Im Sibirien des Lokals

Zürichs feinstes Esszimmer ist die «Kronenhalle», über die Wolfram Siebeck einmal geschrieben hat, es handle sich dabei um ein Restaurant mit schlechter Küche, in dem man das Schnitzel, das berühmt ist, kaum essen könne (stimmt nicht). Im «Gault Millau» dagegen steht, die unkomplizierte Küche sei besser als ihr Ruf (stimmt). Doch darum geht es nicht. Das Essen ist eigentlich nur Beilage, genau wie die echten Ölbilder, darunter Werke von Picasso und Miró. Es geht darum, an welchem Tisch man sitzt beziehungsweise sitzen darf. Die Zürcher Ausgabe der Demokratie zeigt sich darin, dass jeder einen Tisch reservieren lassen kann, ob ihn der Maître, der die meisten Anrufe entgegennimmt, kennt oder nicht. Bis vergangenen Winter war dies,

Was ist härter – draussen zu sein, vor der Tür, oder drinnen zu sein, vor der Tür?

jahrelang, Herr Senn, weshalb er statt seines Nachfolgers, Herrn Beglingers, der das erst nachmachen muss, hier für Tradition in Zürich stehen soll. Jeder kann anrufen und sagen, er möchte in der Brasserie, dem vordersten und von den meisten Gästen am meisten geliebten Zimmer, sitzen. Und fast jeder wird dann hören, man könne keine Garantien abgeben, dass sich der Tisch, den man bekomme, in der Brasserie befinde. Was, natürlich, nicht ganz stimmt.

Es gibt zwar keine Garantien im Leben und in Zürich, aber wenn man wer ist im Leben und in Zürich, bekommt man einen Tisch in der Brasserie. Wenn man aber einer ist, der Schriftsprache spricht am Telefon, bekommt man einen Tisch im oberen Stock, dem Sibirien des Lokals. Und wenn man nicht jemand ist, aber immerhin Mundart spricht und zudem nett ist am Telefon und zur richtigen Zeit anruft – nicht während der Essenszeiten, eine Woche vor dem Tag oder Abend, an dem man den Tisch möchte –, bekommt man Platz im Zimmer hinter der Brasserie, das ich eigentlich lieber mag, weil es mir besser gefällt und Feng-Shui-technisch richtig liegt, nicht beim Eingang nämlich, dort ist die Brasserie.

Ich gehe eher selten in die «Kronenhalle», weil ich zum Beispiel das «Kaufleuten» lieber mag, habe aber dennoch eine Stellung in der Stadt, sodass ich einen Tisch in der Brasserie bekomme. Aber wie geschrieben, «einen» Tisch, nicht den Tisch, den ich möchte. Vor kurzem habe ich einen Tisch reservieren lassen für Philipp Keel und mich. Philipp ist Bücherschreiber unter anderem, Bestsellerautor, um genau zu sein, und Sohn des 2011 gestorbenen Daniel Keel, des

Gründers des Diogenes-Verlags – und also mit Sicherheit jemand in Zürich. Er bat mich, für unser Treffen Tisch Nummer 17, in der Brasserie natürlich, reservieren zu lassen. Was ich, logisch, tat. Worauf Herr Senn sagte, man könne keine Garantien abgeben, dass . . . Weil ja jeder anrufen und sagen könnte, er treffe sich mit Philipp Keel, und zufälligerweise wissen, dass das sein Tisch ist, an dem er schon als Kind war, wenn sein Vater mit Dürrenmatt oder so zu Tische sass . . . Einverstanden, dieser Gedanke ist weit hergeholt. Das wusste auch Herr Senn. Aber es geht einfach nicht, dass jemand wie ich, der den Status «Brasserie» hat, ein Upgrade haben möchte und plötzlich den Status «Tischnummer» beansprucht. Upgrades und Tischnummer werden hier gegeben, nicht genommen. Und darum spielt der amerikanische Film «Der Pate» nicht in Zürich – Sie erinnern sich, als der den sterbenden Paten spielende Marlon Brando zu dem, der sein Nachfolger werden soll (gespielt von Al Pacino), sagt: «Macht kann man nicht geben, man muss sie sich nehmen.»

Klar, in anderen Städten muss man Member sein, um überhaupt in die dortigen «Kronenhallen» reinzudürfen. Doch einmal drinnen, hat man als Member dann mehr oder weniger den gleichen Stand (oder Tisch) wie andere Member. In Zürich dagegen darf sich der «Kronenhalle»-Brasserie-Platzbekommer dem Touristen (oder Zuzügler) aus Deutschland, der an ihm vorbeigeht, wenn er an seinen Tisch im ersten Stock, in Sibirien also, gebracht wird, oder dem nicht dazugehörenden Zürcher, der im hinteren Zimmer sitzt, überlegen fühlen (und den Maître anlächeln, weil er weiss, dass der weiss, dass man weiss). Was ist härter – draussen zu sein, vor der Tür, oder drinnen zu sein, vor der Tür?

Ich behaupte übrigens nicht, Prince oder Elton John hätten gewusst, wie es geht in Zürich. Ich bin sogar ziemlich sicher, dass sie es nicht wussten. Und dass es sie nicht interessiert hätte, falls es ihnen einer hätte erzählen wollen. Ich bin aber ziemlich sicher, dass Prince nicht im «Roxy» war und darum von keinem Einheimischen nicht angesprochen wurde, eine Stunde lang. Und dass Elton nicht nicht eingelassen worden war ins «Roxy». Sondern dass beide mit ihren Fliegern nach den Konzerten sofort weitergereist sind, auf dem Flughafen Zürich Kloten lassen sie bis ziemlich spät-abends Startbewegungen zu. Und dass man das in Zürich ein wenig überheblich fand, nicht einmal über Nacht zu bleiben, von Prince und Elton. Und deshalb die Geschichten erfunden hat. Gut erfunden hat.



Bei diesem Text handelt es sich um einen exklusiven Vorabdruck aus Mark van Huiselings neuem Buch «Zürich». Hoffmann & Campe, 128 Seiten, Fr.25.– Lesung mit Showact/Gaststar am 23. März, 20 Uhr im Festsaal des «Kaufleuten», Zürich. www.kaufleuten.ch

«Der beste Chef»

Roger Schawinski feierte mit viel Prominenz fünf Jahre Radio 1; Neues aus der Hotellerie; Absage am Opernhaus. *Von Hildegard Schwaninger*



Grosszügig: Gastgeber Schawinski.

Wenn der unglückselige Vorfall mit Nationalrätin **Jacqueline Badran** nicht gewesen wäre (verstiess gegen das Rauchverbot, wurde vom Sicherheitspersonal unsanft gemassregelt, weshalb sie wie wild in der Welt herumtwitterte), wäre die Party, die **Roger Schawinski** zum fünften Geburtstag von Radio 1 schmiss, ein Event ohne Fehl und Tadel gewesen. Seine Mitarbeiter lobten ihn als «den besten Chef, den man haben kann».

Die Party fand im «Aura» statt, momentan *in place* für Disco und gehobene Events. Die Gäste wurden grosszügig bewirtet, man bekam zu trinken und wurde gefüttert wie an einem Familienfest. **Toni Vescoli** und die *Saturelles* spielten Musik. Radio-1-Mitarbeiter (der dienstjüngste ist **Nik Niethammer**, Chefredaktor seit 1. März) kümmerten sich um *guest relations*. Die Gästeliste war beeindruckend und bunt gemischt: Medienleute, bekannte Gesichter aus den verschiedensten Schichten, Politiker aus allen Lagern. Schawinski, selbstbewusst wie stets: «Wir sind eine Plattform für alle, wir sind das einzige Radio, das die Meinungen aller zu Wort kommen lässt.»

Ex-Stadtpräsident **Elmar Ledergerber**, immer noch an Krücken (seit einem Segelunfall), kam ohne Lebenspartnerin **Beatrice Stoll** (war an der Leipziger Buchmesse). Nach dem Abgang als Chefin des Literaturhauses Zürich

wird sich **Stoll** im Nachstudium zur Gymnasiallehrerin ausbilden lassen. **Ledergerber** ist Kolumnist bei Radio 1. Man sah die Nationalräte **Doris Fiala**, **Filippo Leutenegger** mit seiner Frau, TV-Journalistin **Michèle Sauvain**, den Zürcher Gemeinderat **Mauro Tueni**, Justizdirektor **Martin Graf**, Polizeisprecher **Marco Cortesi**, Zoodirektor **Alex Rübel**, Migros-Boss **Herbert Bolliger** mit Ehefrau **Beatrice**, SRG-SSR-Generaldirektor **Roger de Weck** mit Ehefrau **Claudia**, Schauspieler und Komiker **Mike Müller** und Casinotheater-



Im «Aura»: Schauspieler Müller.

Winterthur-Chef **Viktor Giacobbo** mit junger Freundin, Publizist **Matthias Ackeret**, *still going strong* mit seinem Internet-Fernsehen Teletblocher und unermüdlich die Werbetrommel

rührend für seinen Roman «Elvis». Unternehmer, Buchautor und Golfspieler **Hausi Leutenegger** hat extra seine Ferien auf Gran Canaria unterbrochen, «weil, ich muss Roger die Ehre antun».

Mit Verspätung (wegen eines Klaviervortrags der Tochter) erschien **Gabriella Sontheim Schawinski**, um mit dem jupitergleichen Gatten das Radio-1-Jubiläum zu feiern.



FDP-Nationalrätin Fiala, Gatte Jan.

Food-&-Beverage-Manager Christian von Rechenberg verlässt das «Baur au Lac», um seine Hotelkarriere in Asien fortzusetzen. Er geht ins Hotel «Island Shangri-La» nach Hongkong. Von Rechenberg wird am Sechsläuten noch mitmarschieren. Er ist mit seinem Vater, Rechtsanwalt **Beat von Rechenberg**, und seinen zwei Brüdern in der Zunft zur Safran. Dann geht es mit seiner Frau ab nach Asien. Er freut sich: «Solange wir keine Kinder haben, können wir das Abenteuer wagen.»

In die Ferne zieht es auch **Michel Rey**, der zu Jahresanfang als Direktor des «Baur au Lac» von **Wilhelm Luxem** abgelöst wurde. Rey hat nach 39 Jahren Hotelkarriere keine Lust aufs Nichtstun. Sein neues Tätigkeitsfeld: Costa Rica. Rey, auch Board Member der *Société des Bains de Mer* in Monaco, hat dort ein Hotelprojekt. Neben der Arbeit hat er zwei Hobbys, die er mit Talent betreibt: Klavierspielen und Golf. Sein tiefes Handicap (er ist im Golfklub Zumikon) ist legendär.

Der russische Bassbariton **Evgeny Nikitin**, der Schlagzeilen machte, weil er im politisch sensiblen Bayreuth eingeladen wurde wegen eines Hakenkreuz-ähnlichen Tattoos aus seiner Jugend als Schlagzeuger einer Black-Metal-Band, wird jetzt auch am Opernhaus Zürich nicht singen. Er musste den Amfortas in der Wiederaufnahme des «Parsifal» absagen. Grund: Familiäre Gründe zwangen ihn umgehend nach St. Petersburg. So konnte er an den Proben nicht teilnehmen und entschied, aufgrund der fehlenden Proben seine Auftritte abzusagen. **Detlef Roth** aus Deutschland und **Egils Silins** aus Lettland springen ein.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Viel Nähe

Die Hausfrau Christiane Goumaz, 68, und der Treuhänder Rolf Gerber, 65, sind im Mai seit vierzig Jahren verheiratet. Seit sie auf einem Campingplatz leben, fühlen sie sich frei und glücklich.



«Tiefe Fixkosten»: Ehepaar Gerber-Goumaz.

Rolf: Seit wir das ganze Jahr über in einem Chalet auf dem Campingplatz Wiesengrund leben, ist die Wohnfläche natürlich kleiner – früher bewohnten wir eine hundert Quadratmeter grosse Wohnung –, doch die Annehmlichkeiten sind eigentlich ähnlich geblieben. Wir haben einen eigenen Strom-, Wasser- und Abwasseranschluss. Wir fahren auch weiterhin ein Auto und machen immer noch Campingferien im In- und Ausland. Unser Motto lautet heute: «Wir orientieren uns an dem, was wir haben, nicht an dem, was wir nicht mehr haben.»

Christiane: Eine stabile Beziehung können solche Veränderungen nicht gefährden. Es ist ja nicht so, dass wir diesen Schritt aus einer reinen Notlage heraus gemacht haben. Es war sozusagen eine freie Entscheidung, die wir trafen.

Rolf: Ich machte mich vor neun Jahren selbständig, da mir die Stelle gekündigt wurde. Nach einer gewissen Zeit kam ich dennoch an einen Punkt, wo sich die Frage stellte, ob ich noch mehr Kunden suchen sollte, um das Einkommen zu steigern, oder die Fixkosten reduzieren. Wir haben uns für das Zweite entschieden und uns der Herausforderung einer neuen Wohnform gestellt.

Christiane: Wir renovierten das ehemalige Weekendhäuschen mit viel Liebe, zeitlichem und finanziellem Aufwand, wobei wir auf die Mithilfe von vielen Freunden und der Familie zählen durften. Bei tiefen Fixkosten geniessen wir hier ein sogenannt freies Leben, mit Garten, Grillstation und netten Nachbarn. Natürlich sammelt sich im Verlauf einer langjährigen Ehe sehr viel Material an. Von vielem mussten wir uns trennen, als wir definitiv auf den Campingplatz zogen. Das war nicht in jedem Fall leicht, unter dem Strich aber doch eine Erleichterung.

Rolf: Weniger Platz bedeutet natürlich auch mehr Nähe zum Partner. Ist das ein Nachteil? Nein. Wir sind beide aber auch sehr intensiv mit unseren Hobbys beschäftigt. Ansehen und Prestige sind uns auch in diesem Zusammenhang nicht mehr wichtig. Meine Frau ist begeistert von Line-Dance, ich bin mit einer Countryband aktiv, und gemeinsam bestreiten wir auch viele Auftritte. Die guten Freunde von früher sind immer noch gute Freunde, andere kamen dazu. Gerade haben Kollegen aus der Band ihr Haus verkauft und sind auch auf den Wiesengrund gezogen. Hier hat man auch automatisch einen engeren Kontakt zu den anderen Bewohnern. Man ist füreinander da und hilft sich gegenseitig. Wir sind ein buntes Völklein mit sehr unterschiedlichen Lebensgeschichten und Hintergründen. Meine Frau und ich finden das bereichernd und spannend.

Christiane: Wir geniessen schon seit über vierzig Jahren eine glückliche Ehe und haben sämtliche Hürden gemeinsam gemeistert, was unsere Bindung noch stärkte. Vor allem sollte man in langjährigen Partnerschaften den Humor nicht verlieren.

Rolf: Meine Frau ist heute schon traurig, weil wir diesen Campingplatz infolge einer drohenden Umzonung vielleicht verlassen müssen. Eigentlich sollte das Modell von den Gemeinden unterstützt und nicht bekämpft werden, belasten doch jene Bewohner, die tatsächlich nur von der AHV oder vom Sozialamt leben, das ganze Sozialgefüge weniger, wenn sie kostengünstig und glücklich leben können.

Countryband: www.nonstop-music.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

Ja soooo

Von Andreas Thiel — Seinem Henker ist der Richter milde gesinnt. Er braucht ihn ja noch.

Richter: Herr Thiel, Sie werden beschuldigt, die Steuerbehörden bei der Ermittlung Ihres steuerbaren Einkommens behindert zu haben.

Thiel: Was? Ich? Inwiefern?

Richter: Sie haben bezüglich eines Einkommens in der Gestalt eines Nebenerwerbs aus Börsenspekulationen falsche Angaben gemacht.

Thiel: Wie? Oh, das tut mir leid. Falls ich ungenau ...

Richter: Ungenau? Hier steht, Sie hätten gar keine Angaben gemacht.

Thiel: Ah, dann handelt es sich ja wohl offensichtlich um ein Versehen.

Richter: Ein Versehen? Ein Versehen in diesem Umfang?

Thiel: Ach kommen Sie, Herr Richter, dieser lächerliche Betrag ...

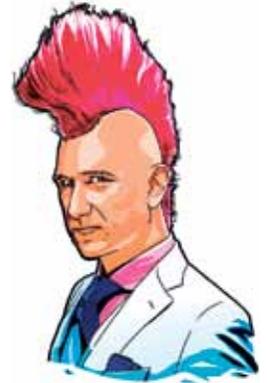
Richter: Lächerlicher Betrag? Bei dem Umfang, welchen die Geldwäschereibehörde bei Ihnen ...

Thiel: Ach, Sie meinen diesen Betrag, welchen die Geldwäschereibehörde aufgedeckt hat? Sie haben ganz recht, Hochwürden. Ich habe versehentlich an einen anderen, viel kleineren Betrag gedacht. Aber bei diesem Betrag handelt es sich tatsächlich um eine nicht zu vernachlässigende, um nicht zu sagen aufsehenerregende Summe.

Richter: Und wieso haben Sie diesen Betrag der Aufsichtsbehörde nicht gemeldet?

Thiel: Wieso? Ich sah die nationalen Interessen gefährdet und somit die Reputation meiner Person oder des ganzen Landes. Dem Ansehen der Schweiz hätte bei der Aufdeckung meiner Machenschaften schwerer Schaden zugefügt werden können, wodurch den Interessen der Eidgenossenschaft im Allgemeinen alles andere als gedient gewesen wäre.

Richter: Ja soooo, dann ist das natürlich etwas anderes. Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Unterm Pfywald

Von Peter Rüedi



Spannend sind die Grenzzonen immer, die Übergänge, die interkulturellen Berührungs- und Konfliktpunkte. In Italien beispielsweise das Südtirol oder das Aostatal. Und dies nicht nur, aber auch und speziell beim Wein. In der Schweiz natürlich das Wallis, wo wir auf Französisch in den Pfywald hineinfahren und auf Deutsch aus ihm heraus. Oder umgekehrt. Neben dem grössten zusammenhängenden Föhrenwald der Alpen liegt die Gemeinde Salgesch/Salquenen. Da heissen die einen Mathier, die andern Mounir, und beide machen Wein, und zwar zusehends besseren.

Und sie bemühen sich auf Teufel komm raus (nicht nur die Kellerei mit dem einschlägigen Namen *Domaine de l'Enfer*), den 1300-Seelen-Ort zum Weindorf zu stilisieren. Naheliegender bei einer Rebfläche von 200 Hektaren. Dazu gehört, dass man hier grossen Wert auf Auszeichnungen wie «Winzer des Jahres» legt, auf Medaillen bei all den inflationär mit Edelmetall um sich schmeissenden Prämierungen und Meisterschaften. Mag uns *Üsserschwizzer* kurios anmuten, bis hin zum kontraproduktiven Effekt (er erinnert etwas an die Medaillen von Weltausstellungen aus dem vorletzten Jahrhundert, mit denen Abfüller von Mineralwässern über den Umstand hinwegzutäuschen suchten, dass eins wie das andere schmeckt). Daran ändert auch die Schaffung eines Grand Cru Salgesch nichts – wohl eher im Gegenteil.

Käme es den Gantenbeins in den Sinn, ihren Weltspitzen-Pinot-noir aus Fläsch mit einer solchen Fanfare anzukündigen? Eben. Was ich allerdings meine: Das etwas penetrante Marketing-Gedöns sollte uns nicht daran hindern, den einen oder andern Wein aus Salgesch trotzdem grossartig zu finden. Den Pinot noir «Pure» (Premier Grand Cru, *bien entendu*) der Gebrüder Mounir von der Cave du Rhodan zum Beispiel. Das Exemplar des Jahrgangs 2007, das mich erreichte, ist von einer beispielhaften Finesse, mit tollen dunkelfruchtigen Aromen, viel Würze, bemerkenswertem Schmelz. Ziemlich abgründig (ein Hauch von Harz, gar Teer?). Wenn denn der 2010er hält, was der 2007er verspricht, ist er auch seinen relativ happigen Preis wert.

Pure Pinot noir Grand Cru Gemeinde Salgesch 2010. 13,5%. Mounir Weine. Fr. 48.50. www.rhodan.ch

Ganz in Weiss

Von Jürg Zbinden

1 — Kalte Temperaturen setzen der Haut zu und trocknen sie aus. «Nutritic Intense» von La Roche-Posay versorgt sie mit fehlenden Lipiden, Fettkörpern, und kurbelt die Feuchtigkeitsversorgung wieder an. Die Hautschutzbarriere wird so von innen umfassend wieder aufgebaut, Spannungsgefühle werden gelindert, die Haut wird geschmeidiger. Die Hautoberfläche wird überdies vor Umwelteinflüssen geschützt und kann sich erholen. Die Textur des Balsams, der zart nach Orangenblüten und Freesien duftet, wurde zum Patent angemeldet. Im Tiegel kostet «Nutritic Intense riche» (50 ml) Fr. 34.–, in der Tube (50 ml) Fr. 33.–. Die dermakosmetische Marke La Roche-Posay bietet ein breites Spektrum an Gesichtspflege-, Körper- und Sonnenschutzprodukten an und ist die in Europa am häufigsten von Dermatologen empfohlene Marke für empfindliche Haut. Erhältlich in Apotheken und bei ausgesuchten Dermatologen.

2 — Piaget hat sich mit ultraflachen Luxusuhren und aussergewöhnlichem Schmuck einen Namen gemacht. Den grossen Aufstieg brachten die sechziger Jahre, als Celebrities wie Jackie Kennedy oder Andy Warhol die erstmalig aus Schmucksteinen – Lapislazuli, Onyx, Tigerauge, Türkis – bestehenden Zifferblätter der Armbanduhren zur Schau trugen. Die Manufakturmarke fertigt ihre mechanischen Uhrwerke in den eigenen Werkstätten. Eine Piaget-Spezialität sind noch immer die sogenannten Schmuckuhren, welche sich durch ihre Opulenz wie auch durch ihre Eleganz und Kostbarkeit auszeichnen und sich deutlich von der überladenen Konkurrenz abheben. Die abgebildete Neuheit in Roségold vereint die Qualitäten der Marke in bestechender Weise, das Modell ist von äusserster Eleganz und gleichzeitig schlicht. Linksseitig wird das Zifferblatt von Diamanten im Brillantschliff umfasst, auf der rechten Seite funkeln Baguette-Diamanten. Der einzigartige Effekt hat seinen Preis, Fr. 64 000.–, der im Luxussegment jedoch eher Nebensache ist. Erhältlich bei Boutique Piaget an der Bahnhofstrasse 38 in Zürich.

3 — Der Chypre-Duft «Miss Dior» ist ein Klassiker, der nicht mehr vieler Worte bedarf. Der abgebildete Deodorant-Spray (100 ml) kostet um Fr. 61.– und ist seit dem 8. März im Fachhandel.

1



2



3





Auto

Viva Italia!

Als «Quadrifoglio» ist der Alfa Romeo Giulietta eine gut aussehende Fahrspassmaschine. *Von David Schnapp*

Es gibt manche Sachen, für die man die Italiener einfach gerne haben muss. Zum Beispiel für die Bezeichnung dieses Testwagens: «Alfa Romeo Giulietta Quadrifoglio Verde 1750 TBi 235 PS Carbon Line». So stand es auf dem Informationsblatt – aber was will es uns sagen? Schritt für Schritt: Seit 2010 fährt die dritte Generation der Giulietta auf der Strasse, ein formschönes, kompaktes Auto. Die Bezeichnung «Quadrifoglio Verde» steht bei Alfa seit den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts für besonders sportliche Modelle und ihre Rennwagen. Im Motorraum arbeitet ein Vierzylinder-Benziner mit 1742 ccm Hubraum und 235 PS, und schliesslich gibt es mit dem nur in der Schweiz erhältlichen Carbon-Line-Paket einen auffälligen Heckspoiler aus Kohlefaser sowie Aussenspiegel, einen Schaltknäuf und Interieurleisten aus dem beliebten, leichten Material.

Scharf und schärfer

Damit hatten wir es zu tun, und das Auto machte schon gute Laune, bevor wir einen Meter damit gefahren waren. Als «Quadri-

foglio» ist die Giulietta so etwas wie der italienische Golf GTI, allerdings sieht die Italienerin aufregender aus als der nüchtern gehaltene Bruder im Geiste aus Wolfsburg (und ist für rund 10 000 Franken weniger zu haben). Schon nachdem wir nur ein paar wenige Meter gefahren waren, hob sich die Laune noch mehr. Der Alfa ist eine wunderbare Fahrspassmaschine, das leicht tiefergelegte Sportfahrwerk ist straff, die Lenkung erfreulich direkt, und der Turbomotor dreht freudig hoch. Wenn man den entsprechenden Schalter in die Stellung «d» wie dynamisch bringt, hängt der Motor sehr direkt am Gas und beschleunigt noch etwas schärfer, als er es sowieso schon tut. Der Vorderradantrieb gereicht dem flinken Italiener dabei kaum zum Nachteil. Nur wer aus dem Stand zu forschen losfahren will, wird mit durchdrehenden, quietschenden Rädern bestraft.

Bei all der Fahrfreude gab es nur ein Ärgernis: Das Navigationssystem, das mit immerhin 2850 Franken zusätzlich berechnet wird, ist seinen Preis nicht wert: ein mittelmässiges Farbdisplay mit ungenügender Auflösung, banale Grafik und umständliche Bedienung – es ist kaum nachvollziehbar, warum es einem so grossen Konzern wie Fiat schwerfällt, ein State-of-the-Art-System zu entwickeln.

Mehr gibt es an dieser forschen Giulietta nicht auszusetzen, und Besserung ist in Sicht: Die neuen Navi-Einheiten sollen auf höherem Niveau sein, hört man.

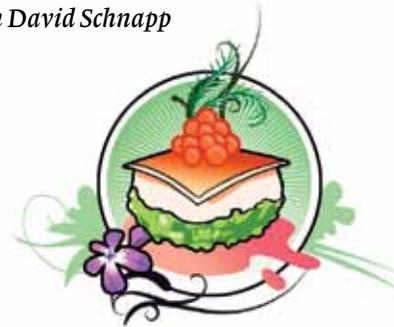
Alfa Romeo Giulietta Quadrifoglio

Leistung: 235 PS, Hubraum: 1742 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 242 km/h
Preis: Fr. 37 750.-; Testwagen: Fr. 47 000.-

Zu Tisch

Einfach, gut

Von David Schnapp



Zu den faszinierendsten Restaurants der Schweiz gehören die Lokale der Bindella-Gruppe. Dort wird zwar nicht grosse Kochkunst geboten, aber die Faszination darüber, wie Rudi Bindella das Familienunternehmen, das er in dritter Generation führt, auf der Strasse des Erfolgs hält, ist ungebrochen. In Luzern ist kürzlich sein 41. Lokal eröffnet worden.

Mit dem «Barbatti» hat Bindella ein traditionsreiches Lokal wieder übernommen, das seinem Unternehmen früher schon einmal gehört hatte, und es zu einer Art Galerie mit Restaurant umgebaut. Gewidmet ist es dem Bildhauer Rolf Brem, von dem der Ausstellungsmacher Harald Szeemann (1933–2005) bei der Weltausstellung in Sevilla 136 Porträtköpfe zeigte. Überall stehen Skulpturen, grosse Statuen, dazu Skizzen sowie Malerei. Es ist wie in einer gemütlichen, mit Kunst vollgestellten Stube.

Auch wenn man die Menü-Karte aufschlägt, wird es heimelig, sofern man die typischen Gerichte schätzt, die in den Bindella-Ristoranti angeboten werden. Überraschungen gibt es keine, eine Tatsache, die viele Gäste sehr zu schätzen wissen. Zuerst gib es vier Jahre gereiften Prosciutto di Parma, der vom Stück auf der eindrücklichen Berkel-Aufschnittmaschine tranchiert wird und wunderbar alzig und mürbe ist. Dazu gutes Brot und bestes Olivenöl – damit kehrt schon grosse Zufriedenheit ein.

Das Mittagessen beginnt dann mit hausgemachten Agnolotti, gefüllt mit Ricotta und Spinat und serviert an Salbeibutter. Die Füllung ist cremig-fein, der Teig allerdings etwas zu dick für mein Verständnis, und vom Salbei hätte es mehr vertragen. So fehlt dem Gericht etwas die Spannung. Es folgt ein Wolfsbarsch von guter Qualität, grilliert und mit Olivenöl, schwarzen Oliven und Tomaten verfeinert. Auch wenn der Fisch dreissig Sekunden weniger auf dem Grill hätte liegen dürfen, ist das ein einfaches, gutes Gericht – ein typisches Bindella-Gericht sozusagen. Zum Abschluss noch ein schönes Stück Cassata, und die Zufriedenheit ist immer noch gross, weil man hier die Kunst der kulinarischen Schlichtheit auf hohem Niveau beherrscht.

Ristorante Barbatti, Töpferstr. 10, 6004 Luzern.
Täglich geöffnet. www.ristorante-barbatti.ch



«Ich reite freudig und gelassen in den Sonnenuntergang meiner Existenz»: Musiker von Rohr, 61.

MvH trifft

Chris von Rohr

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch mit einem, der zufrieden ist, aber trotzdem gute Antworten gibt.

Eine kurze Bemerkung zum Anfang (weil der Befragte viel sagte): Ich mache selten Auftragswerke. Weniger, weil ich mir dafür zu gut wäre, mehr, weil nicht oft Aufträge kommen. Doch in diesem Fall teilte der Verleger mit, er würde es schätzen, wenn ich Chris von Rohr befragen würde (ich habe es gerne gemacht). Und bevor ich es vergesse, CvR ist es wichtig, immer noch, wie er rüberkommt – das folgende Protokoll ist Ergebnis eines Gesprächs und anschliessender Überarbeitung seiner Worte durch ihn auf schriftlichem Weg. Den Sinn hat er nicht verändert und im Grunde den Sound auch nicht. Er schrieb bloss das, was er sagte, um (ähnlich, aber anders – das nennt man «Recht am eigenen Wort»); Gunter Sachs, nur zum Sagen, machte das auch immer.

«Hier haben wir uns schon vor sieben Jahren getroffen, als wir in der Jury einer Castingshow mit Namen <Superstar> waren.» (Im Hotel «Belle Epoque» in Bern.) – «Ist das wahr?

Ich komme gerne hierher. Der Chef gibt mir immer ein Zimmer für eine Stunde, um Siesta zu machen. Das ist Lebensqualität für den Dino-Rocker.» – «Und sonst, gleiches Zuhause, gleiche Frau, gleiche Band?» – «Also das Leben geht weiter. Neue Freundin, ja, das ist klar ... Der *main* Unterschied ist, dass ich wieder Musik mache, das hat mir gefehlt, Musik ist Therapie gegen digitale Demenz; heute ist alles unverbindlich, zu viel Kopf, zu wenig Bauch ... Ich habe davor lange nur Produktionen gemacht für andere, Gotthard, Lovebugs. Und Castingshows waren Jugendsünden; das haben wir fürs Geld gemacht. Man muss irgendwie die Heizung des Pools bezahlen, oder?»

«Aber es dauert schon lange, so ein Leben als Künstler und/oder Berühmtheit, gäu? Jetzt promotest du wieder mal eine neue CD ...» («PS. Wir sind immer noch Nummer 1, wenn <MvH trifft> erscheint – cool!», hatte er mir geschrieben.) «Das gehört dazu, ich würde auch lieber an

meinem Klavier oder Bass hocken.» – «Machst du nicht gerne Promo?» – «Nein, vor allem, weil es so repetitiv ist, das ist bei uns ja weltweit, gestern die Griechen, morgen die Belgier ...» (Wir haben es vom Krokus-Album, nicht von der Euro-Krise.) «Karl Lagerfeld, ist mein Eindruck, liebt Interviews – sie sind sein Sozialleben. Und er kann sagen, was er für eine grosse Nummer ist.» – «Ich mach's auch gerne, wenn es Interviews sind, in denen man als Mensch etwas bringen kann: <He, Freunde, über Politik, Frauen aus dem Vollen schöpfen>. In meinem Alter habe ich was zu sagen, sonst hätte ich kaum drei Bestseller geschrieben.» – «Die ersten zwei kenne ich [«Hunde wollt ihr ewig rocken» und «Bananenflanke»; autobiografische Geschichten aus dem Rockdschungel, sagt er], das dritte nicht.» – ««Sternenstaub», eine Kolumnensammlung, das Leben im Kuhland Schweizerland. Ich schreibe seit sieben Jahren neben Peter Bichsel [in der *Schweizer Illustrierten*], jeden Monat, das musst du erst mal machen; mit Swing und eigenem Stil. Du hast ja auch einen, nicht diesen Eunuchenjournalismus.»

Flaum-Bambi-Fieber

«Heute ein Album auf Platz eins, Platin, das sind 20 000 verkaufte Stück. Dazu noch einmal vielleicht 40 000 später, macht 60 000. Zu je zwei Franken, macht 120 000 – nicht gerade super.» – «Wir haben als legendäre Band schon fünf Franken pro Platte, MvH!» – «Also 300 000, für vier Männer und eine Crew ...» – «Wir haben noch den *back catalogue*, es gibt Geld von Radios, die uns spielen, aus der ganzen Welt, aber vor allem von Konzerten, unsere Live-Shows sind restlos ausverkauft, wir spielen überall in Europa und auch an Festivals in der Schweiz und in Japan. Ohne Konzerte geht gar nichts.» – «Wer geht an Krokus-Konzerte?» – «Am Anfang des Comebacks dachte ich, jetzt kommen nur noch Gruf-ties, aber es verteilt sich: ein Teil wirklich Gruf-ties, zwischen 45 und 60, ein Drittel *fluctuation*, zwischendrin, und, meistens vorne, Uzo, immer noch das Flaum-Bambi-Fieber. Dieser Job macht echt Spass. Meine These: Fast jede Frau, die sich selbst und ihr sexuelles Leben geniessen kann, liebt auch Hardrock und hat die eine oder andere Rockscheibe zu Hause, darunter höchstwahrscheinlich auch Krokus ...» – «Dann hat sich dein Leben als Rocker also gelohnt, bis hierher. Und was ist der Plan für die kommenden zirka 45 Jahre, in denen du als Selbständiger noch arbeiten musst?» – «Von müssen kann nicht die Rede sein, ich bin im *enjoy*-Modus. Was hier läuft, ist das Dessert meines Lebens, die wohlverdiente Zugabe, ich reite freudig und gelassen in den Sonnenuntergang meiner Existenz, ein Lied auf den Lippen und Freude im Herzen.»

Sein Lieblingsrestaurant: «Better than Sex», 31 Ban Tai, Thong Nai Pan Noi Beach, Ko Phangan, Thailand, Telefon +66 879163026

Mark van Huisselings neues Buch «Zürich»: Lesung mit Show-Act/Gaststar am 23. März, 20.00 Uhr im Festsaal des «Kaufleuten», Zürich, www.kaufleuten.ch



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE II
IN PLATINUM

125
Jahre

BUCHERER

1888

bucherer.com



ROLEX